



Der Schmelztiegel

WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID



Nr. 37 · Jahrgang 4 · November 1954

Zu unserem Titelbild



Unser Titelbild zeigt einen Gußschleifer in der Putzerei Papenberg beim Verputzen eines Fittings. Durch die Putzerei fließt die gesamte Produktion der Tempergießerei. Hier werden die den Rohlingen anhaftenden Gußrückstände, wie

Angußreste und Gratbildungen, an schnell umlaufenden Schleifscheiben im Trockenschleifverfahren entfernt. Dabei darf die Form des Rohlings keine Änderung erfahren.

Der Gußschleifer arbeitet an einem Doppel-Schleifbock mit Schleifscheiben unterschiedlicher Abmessung.

Ihre Benutzung ist durch die große Anzahl der in Form und Größe voneinander abweichenden Gußstücke bedingt, an denen die zu beschleifenden Flächen nach Lage und Beschaffenheit verschieden sind.

Kleinere Fittings werden vom Schleifer mit einer Zange freihändig an die Schleifscheibe geführt, während schwere Gußstücke für die Fahrzeugindustrie, die bis zu 85 kg Einzelgewicht haben, an stationären Schleifböcken verputzt werden, über denen ein Demag-Zug angebracht ist, mit dem der Schleifer den federnd aufgehängten Rohling an die Schleifscheibe führen kann.

In der Praxis ist es so, daß die Schleifer entweder auf das Verputzen von Fittings und Kleinguß oder von größeren Gußstücken spezialisiert sind. Selbstverständlich haben sich eine Anzahl erfahrener Putzer durch jahrelange Uebung die erforderlichen Handfertigkeiten zum Verputzen aller vorkommenden Gußstücke angeeignet.

Der beim Schleifen entstehende Staub wird durch eine Absauganlage, an die jeder Schleifbock angeschlossen ist, abgezogen. Zum Schutz der Augen wird eine Schutzbrille getragen.

Die Arbeit des Gußschleifers ist körperlich anstrengend und erfordert eine sichere Hand und ein gutes Auge.

E. K., Papenberg

Das müssen Sie lesen:

Aus der Geschichte der BSI . . . Seite 4

Atomzerfall — unser Helfer . . . Seite 9

Wußten Sie das schon? Seite 16

Wir wissen
zu wenig von einander Seite 18

Offen gesagt Seite 30

Was noch interessiert Seite 30

Sie fragen — wir antworten . . . Seite 32

Der Tag des Buches Seite 33

Das neue Buch Seite 36

und das meint Struppi Seite 47

*

Herausgeber:

Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redaktion:

Herbert Goretzki

Druck:

Bergische Druckerei Ludwig Koch, Remscheid

Klischees:

Grafisches Atelier Loose/Durach, Remscheid

Fotos:

Heinz Lindenberg, Werksfotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

In dem herbstlich-kahlen Park
verblüht die letzte Rose über Nacht.
Ein müdes gelbes Blatt
taumelt verloren in das nasse Gras.
Fest und warm umschlossen in der Erde
ruht die Saat,
und an dem Baum die Knospe,
wie zum Trost,
bewahrt ihr warmes Leben für das neue Jahr,
bewahrt es treu durch Schnee und Eis und Frost.
Nebel liegt grau und düster über den Dächern unsrer Stadt,
und langsam gehen die Menschen
versonnen ihrer Arbeit nach.
Selten malt mit ihren Strahlenfingern
eine goldne tiefe Sonne
ihre Kringel auf ein weißes unbeschriebenes Papier
auf meinem Schreibtisch.
In dem dunklen Mantel dieser kalten Nächte
funkeln in eisiger Pracht und glitzern silbern die Sterne,
weit und unendlich fern.
Oder durch trübe Wolken
schiebt sich die schmale Sichel des Mondes
wie eine Barke,
die unsre Träume entführt in eine schönre Zeit.
Doch unsre Seelen umschließt noch wie eines Kerkers Mauer
der Alltag
und die düsteren Tage der Trauer,
die dem Gedenken der Toten geweiht.
Aber schon bald vollendet das Jahr das Dutzend der Monde,
und vor uns liegt
in hellem Kerzenschimmer das schönste Fest:
Weihnacht.
Wie ein selig Ahnen
gehts schon heute durch unsrer Tage Grau:
Eine Kerze
wird nun bald entzündet
und wenn sie brennt,
dann läßt dies Licht das Auge wieder heller werden
und unsre Herzen höher schlagen:
Es ist Advent!

Charlotte Goretzki

Aus der Geschichte der BSI

Durch die Beteiligung der Vereinigte Stahlwerke AG an der Bergischen Stahl-Industrie war — soweit dies die BSI betraf — der Anfang für eine Zusammenfassung jener Werke, die eine organische Einheit durch einander ergänzende Fabrikationsprogramme zu bilden vermochten, gemacht. Der nächste Schritt bestand in der Gründung der Deutsche Edelstahlwerke AG. In der neuen Gesellschaft wurden vereinigt:

1. Gußstahlfabrik Felix Bischoff in Duisburg
2. Stahlwerke Brüninghaus in Werdohl
3. Stahlwerke Hasslach in Hasslach
4. Krefelder Stahlwerk in Krefeld
5. Glockenstahlwerke vorm.
Richard Lindenberg in Remscheid-Hasten
6. Bochumer Stahlindustrie als Teil der
deutsch-luxemburgischen Bergwerks-
und Hütten AG. in Bochum
sowie

7. die Edelstahlbetriebe der Bergischen Stahl-Industrie in Remscheid.

Die Deutsche Edelstahlwerke AG verfolgte den Zweck, eine Rationalisierung der Fabrikation durchzuführen und diesen in den vorausgegangenen Jahren notleidend gewordenen Industriezweig der Edeltahlerzeugung wieder konkurrenzfähig zu gestalten. Diese Aufgabe konnte nur erfüllt werden, wenn man nicht davor zurückschreckte, technisch veraltete oder produktions- bzw. absatzmäßig ungünstig gelagerte Werke stillzulegen, hingegen in anderen Werken durch systematische Spezialisierung in der Erzeugung die Vorbedingung für eine billige und damit rentable Fabrikation zu schaffen. Überlegungen dieser Art führten bei der BSI zur Stilllegung der Schmelzerei in E 1, während vor allem das Krefelder Stahlwerk als Zulieferant von Blöcken sowie Brammen her-



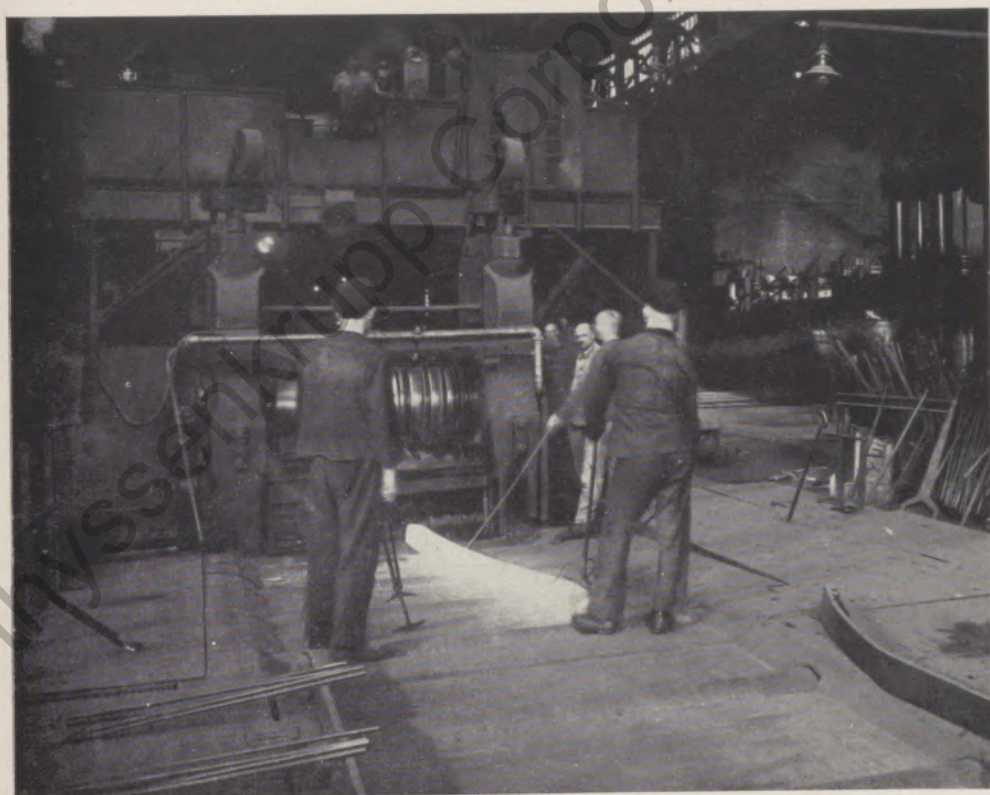
DEW: Induktions-Niederfrequenzofen

angezogen und entsprechend ausgebaut wurde. Die Edelstahlbetriebe der BSI, die seit Jahren insbesondere auf dem Gebiete der Konstruktionsstähle einen vorzüglichen Ruf genossen, erfuhren seitens der neuen Leitung eine entsprechende Förderung und Pflege durch erhebliche Investitionen zur Modernisierung vorhandener Einrichtungen.

Wenn auch die Geschäftsleitung der BSI nach Gründung der Deutsche Edelstahlwerke AG im Januar 1927 eine direkte Einflußnahme auf die Geschicke ihrer früheren Abteilungen Osterbusch, Maschinenfabrik und E 1 aufgab, so behielt sie doch den erwünschten Kontakt mit der neuen Gesellschaft, denn neben der 20prozentigen Beteiligung, die durch die Einbringung dieser Abteilungen mit allen Einrichtungen, Vorräten usw. eingeräumt wurde, war die weitere Wahrnehmung unserer Interessen dadurch gegeben, daß die BSI sowohl im Aufsichtsrat durch Männer wie Geheimrat Moritz Böker und Dr. H. G. Böker als auch

im Vorstand der DEW durch Herrn Dr. Hauck und Dr. Ruppert vertreten war.

In organisatorischer Hinsicht erforderte die Auseinanderflechtung der Gemeinschaftsbetriebe der BSI, wie Bahnbetrieb, Maschinenbetrieb, Baubetrieb, sowie ferner die gemeinsame Strom-, Gas- und Wasserversorgung des Gesamtbetriebes, viel Arbeit und eine klare Erkenntnis über die Unvermeidlichkeit des Verzichtes auf manches, was bis dahin als unveräußerliches Recht der BSI angesehen wurde und ein sicheres Urteil über das, was rechtmäßig im Interesse der BSI verfochten werden mußte. Die BSI darf sich rühmen, in objektiver Weise durch offene Aussprachen und großzügige Einstellung dafür gesorgt zu haben, daß niemals ernsthafte Schwierigkeiten bei der Lösung der Probleme aufkamen. Auch in den darauf folgenden Jahren hat eine verständnisvolle Zusammenarbeit bestanden, ungeachtet der starken finanziellen Verluste, die die BSI auch durch ihre Beteiligung an den DEW erlitt.



DEW: Blockwalzwerk

Die Abtrennung der Edelstahlbetriebe ließ die Geschäftsleitung der BSI sich auf den Ausbau und die Modernisierung der Gießereibetriebe konzentrieren. Die BSI hat im Jahre 1927 zum ersten Male nach 1924 wieder einen sehr bescheidenen Gewinn erwirtschaftet. Die Entwicklung der Geschäfte in den Jahren 1928 und 1929 mußte als typische Erscheinung einer Scheinkonjunktur angesprochen werden, die klar erkennen ließ, daß der Bestand des Werkes nur gesichert bleiben konnte, wenn es gelang, neben der Schaffung von Vorbedingungen einer rentablen Fabrikation bis dahin erzeugter Artikel, auch eine Ausweitung auf Gebiete vorzunehmen, die in Zukunft durch die fortschreitende technische Entwicklung neue Absatzmöglichkeiten versprochen. Als Edelstahlwerk besaß die BSI nicht nur Einrichtungen, über die Stahl- und Tempergießereien gemeinhin nicht zu verfügen pflegen, sondern vor allem auch hervorragende technische Kräfte, die in Verbindung mit kaufmännischer Voraussicht sich an neue Erzeugungen heranwagten und entsprechende Absatzgebiete erschlossen.

So wurde im Jahre 1930 die Fabrikation des rost- und säurebeständigen, sowie hitzebeständigen Chrom- und Chromnickelstahlgusses aufgenommen. Ausgehend von der Verwendung gegossener Fleischerhaken, von Baubeschlägen und Kobalt-Magneten für die den Deutschen Edelstahlwerken angeschlossene Magnetfabrik in Dortmund, hat die BSI in sorgfältiger wissenschaftlicher Arbeit die Einführung des gegossenen Werkstoffes von hoher Beständigkeit gegen Säuren für die chemische Industrie, für die Nahrungsmittelbranche, für den Pumpenbau und viele andere Zwecke ermöglicht und durch hitzebeständigen Guß Ofenkonstruktionen großer Leistungsfähigkeit gefördert.

Die Erschmelzung des Chromgusses erfolgte zunächst in einem ölgefeuerten Tiegelofen und wurde im Jahre 1932 auf Fulmina-Trommelöfen umgestellt, um alsdann im Jahre 1936 eine weitere Entwicklung durch die Inbetriebnahme von Hochfrequenzöfen zu erfahren.

Unausbleiblich war es, daß manche Versuche in der Auswertung neuer Erzeugungsmöglichkeiten sich in der Praxis als nicht durchführbar erwiesen. Die im Jahre 1929 in Stachelhausen aufgestellten, mit Steinkohlenfeuerung betriebenen zwei großen Brackelsberg-Trommelöfen zur Herstellung von Schwarzkernguß vermochten keine Vorteile zu bieten. Auch waren sie nicht für die Erschmelzung von Stahlguß verwendbar infolge der nicht zu erreichenden, jedoch unbedingt erforderlichen Schmelztemperaturen. Die Brackelsberg-Öfen mußten durch Verkauf anderen Verwendungszwecken zugeführt werden.

Der Versuch einer Verbilligung der Beheizung von Glühöfen durch Verbrennung von Braunkohlenstaub schaffte wegen der Gefahr der explosiven Selbstentzündung dieses Brennstoffes unerwartete Schwierigkeiten und wurde aufgegeben.

In Fittings brachten die Bemühungen um den Ausbau des Exportes sowohl nach dem europäischen Auslande als auch nach Übersee beachtliche Erfolge. Neben den südamerikanischen Absatzgebieten traten die Länder des fernen Ostens, Japan und China, ferner Australien und Südafrika als regelmäßige, große Abnehmer der Marke BSI auf.

In den Jahren 1929—1931 wurden teils durch Vermittlung der russischen Handelsvertretung in Berlin, teils in direkten Verhandlungen in Moskau beachtliche Mengen von Fittings an die Sowjet-Union geliefert, die allerdings die Freude am Geschäft in preislicher Hinsicht stark beeinträchtigten.

In technischer Beziehung war die Ausführung des Auftrages für die Sowjet-Union auf Schlacken- und Kokillenwagen interessant, die eine Länge des Wagenrahmens von 7400 mm und ein Gewicht in montiertem Zustande von 48 t aufwiesen. Die enge Verbundenheit, die die BSI seit jeher mit der Automobil-Industrie aufrechterhielt, führte zwangsläufig zu einer aufmerksamen Beobachtung der sich anbahnenden Entwicklung durch die seitens der Reifenfabriken ermöglichte Verwendung von Luftbereifung für schwere und schwerste Lastwagen.

Es mußten Konstruktionen von gegossenen Rädern herausgebracht werden, die einen schnellen und leichten Reifenwechsel sicher-ten und bezüglich ihres Gewichtes gegen-über dem Scheibenrad Vorteile boten. Die ersten von der BSI auf diesem Gebiet erworbenen Patente gehen auf das Jahr 1925 zurück. Ein enger Erfahrungsaustausch mit der auf gleichem Gebiet intensiv arbeitenden Firma Georg Fischer in Schaffhausen (Schweiz) führte im Jahre 1929 zu einer Verständigung über eine einheitliche von der BSI und Georg Fischer zu verwendende Radkonstruktion, die über diejenige des ursprünglichen Simplex-Rades zu der auch heute noch in der Weiterentwicklung unüber-troffenen Konstruktion des Trilex-Rades mit drei quergeteilten Felgen führte.

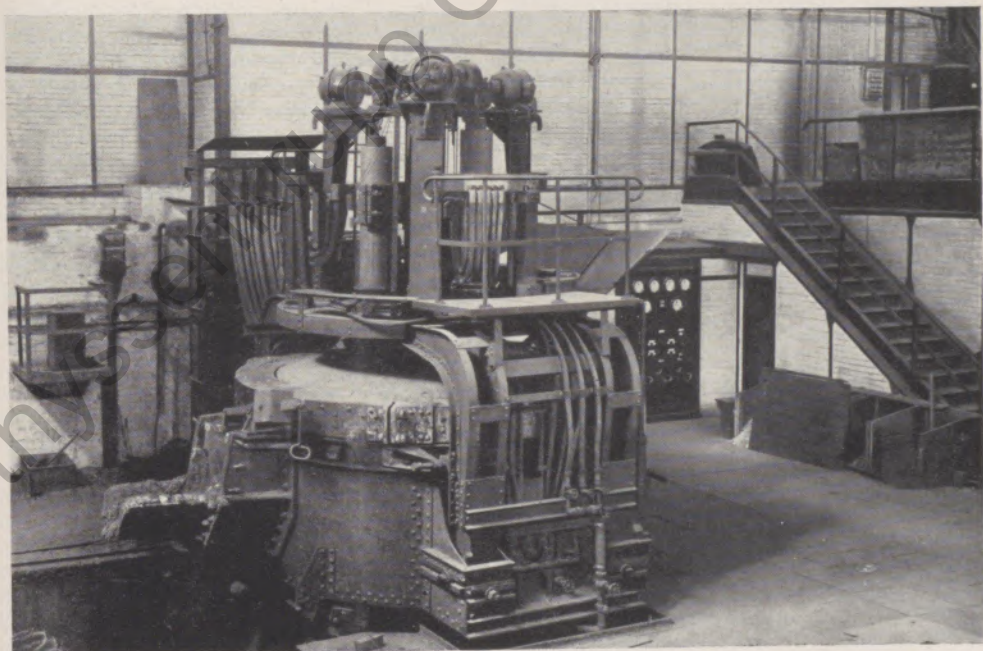
Mit Befriedigung wird jeder Werksange-hörige der BSI feststellen, daß die schweren und schwersten Lastwagen und

Omnibusse fast ausschließlich auf Trilex-Rädern fahren, und diese bewährte Konstruktion neuerdings sich anschickt, auch das Gebiet des schweren Anhänger-baues zu erobern.

Nach Aufstellung des 8-t-Lichtbogenofens in Loborn konnten die Anfang der 20er Jahre unternommenen Versuche zur Her-stellung von Hinterachsbrücken für den Lastwagenbau mit großer Aussicht auf Erfolg wieder aufgenommen werden. Die Erwartungen an die bessere Eignung des Elektrostahlgusses für das Vergiessen dieser schwierigen Teile er-füllten sich in vollem Umfange, so daß die Firma Büssing sich schon im Jahre 1926 auf eine zweiteilige Stahlgußhinterachsbrücke umstellte. Bald darauf folgten diesem Bei-spiel fast sämtliche andere namhafte Last-wagenfabriken. Die monatliche Fertigung dieser Stücke stieg bis zum Jahre 1930 auf etwa 500—600 Stück.

Otto Hilger

Lichtbogenofen im ehemaligen Werk Loborn



Die Erzeugung von Edelstahl

I

Unter Edelstahl versteht man alle Eisen- und Stahllegierungen, die sich durch besondere Eigenschaften aus dem Rahmen der normalen Massenzähle herausheben. Es herrscht im allgemeinen die Ansicht, daß diese besonderen Eigenschaften immer nur durch Zulegieren von Ferrolegierungen, wie Ferro-Chrom oder Nickel, erzielt werden können. Selbstverständlich ist das eine der meist angewandten Methoden, um Edelstahl zu erzeugen. Man unterscheidet jedoch drei Gruppen von Edelstählen:

1. Edelstähle auf Grund ihrer Zusammensetzung,
2. Edelstähle auf Grund ihrer Herstellung,
3. Edelstähle auf Grund ihrer nachträglichen Behandlung.

Unter der nachträglichen Behandlung versteht man im allgemeinen die Warmbehandlung, durch die einem Stahl bestimmte Eigenschaften verliehen werden können. Hier sei an das Härten oder Vergüten eines Stahles erinnert, wobei der Stahl so verändert werden kann, daß er neben einer höheren Festigkeit gleichzeitig auch eine ausreichende Dehnung, Einschnürung und Kerbschlagzähigkeit aufweist. So lassen sich also durch entsprechende Warmbehandlung Eigenschaften erzielen, die man sonst vielleicht nur mit einem höher legierten und bezüglich der Zusammensetzung viel komplizierteren Stahl erreichen würde. Dieses Beispiel erläutert ganz klar die Veredelung des Stahles durch die Warmbehandlung, so daß die Bezeichnung Edelstahl durchaus gerechtfertigt ist.

In erster Linie jedoch sollen hier die auf Grund ihrer Herstellung als Edelstähle gekennzeichneten Stähle behandelt werden. Einige bereits erschienene Aufsätze in unserer Werkszeitung haben schon einen großen Überblick über die verschiedenen Stahlherstellungsmethoden gegeben, so daß jetzt zuerst die Frage auftaucht: in welchem Ofen kann man denn überhaupt Edelstähle erzeugen?

Abgesehen von einigen Sonderverfahren, kann man folgende Einteilung vornehmen: Während der Siemens-Martin-Ofen und die Thomasbirne in erster Linie Massen-

stähle herstellen, ist der basische Lichtbogenofen am besten für die Herstellung von Edelstählen aller Art geeignet. Die hier sofort zu stellende Frage, warum das so ist, muß allerdings bis zum Schluß aufgespart bleiben, an dem sich die Antwort dann fast von selbst ergibt. Aber es kann gleich gesagt werden, warum sich gerade der basische Lichtbogenofen und nicht auch der saure Lichtbogenofen für die Herstellung von Edelstählen durchgesetzt hat.

Zunächst einmal sei der Unterschied zwischen basischem und saurem Lichtbogenofen aufgezeigt. Jeder weiß, daß bei der Herstellung von Stahl sehr hohe Temperaturen auftreten, und zwar bis zu 1700° C. Um einen Stahl überhaupt mit derartig hohen Temperaturen in einem Ofen schmelzen zu können, bedarf es einer feuerbeständigen Masse, die bei dieser Hitze selbst nicht schmilzt.

Man unterscheidet zwei Gruppen von feuerfesten Stoffen: die basischen und die sauren. Der Unterschied liegt in der Zusammensetzung. Basische Stoffe sind diejenigen, die als Hauptbestandteile Kalziumoxyd und Magnesiumoxyd enthalten, während die sauren Stoffe fast durchweg aus Kieselsäure bestehen. Basische Stoffe, wie sie in erster Linie bei der Stahlherstellung verwendet werden, sind Magnesit und Dolomit. Da Kalziumoxyd, das übrigens nichts anderes ist als Kalk, mit Kieselsäure eine Verbindung eingeht, die Kalziumsilikat heißt, und einen so niedrigen Schmelzpunkt hat, daß es bei den Stahlherstellungstemperaturen flüssig wird, ist es wohl verständlich, daß man in einen sauren Ofen keinen Kalk zur Schlackenbildung zugeben darf, da sonst das saure Ofenfutter vom Kalk aufgelöst wird.

Nun die Antwort auf die Frage, warum der basische Ofen besser ist. Mit zu den schädlichsten Elementen in einem Edelstahl gehören Phosphor und Schwefel. Beide lassen sich nur mit Hilfe von Schlacke entfernen, die einen sehr hohen Anteil an Kalk hat. Da, wie wir erfahren haben, in einem sauren Ofen das Arbeiten mit kalkreicher Schlacke nicht gut für das Ofenfutter ist, ist ein Entphosphorung und Entschwefelung im sauren Ofen nicht mög-

lich. Selbstverständlich lassen sich in einem sauren Ofen ebenfalls Edelstähle erzeugen, jedoch muß dann der Schrott, der chargiert wird, so phosphor- und schwefelarm sein, wie es die Analyse des fertigen Stahles verlangt.

Es gibt mehrere Gründe, warum man heute immer mehr vom sauren Ofen abgeht, obwohl dieser auch seine Vorteile gegenüber dem basischen Ofen hat. Jeder wird wohl einsehen, daß phosphor- und schwefelarmer Schrott natürlich bedeutend teurer ist als der übliche Handelsschrott. Heute verlangt man aber neben einem guten Qualitätsstahl auch noch niedrige Verkaufspreise, was nur mit einem möglichst billigen Einsatz zu erreichen ist. Ferner ist es aus metallurgischen Gründen

nicht möglich, in einem sauren Ofen sämtliche Qualitäten zu erschmelzen. Die Gründe dafür können erst später besprochen werden, vorweg jedoch sei gesagt, daß es nicht möglich ist, zum Beispiel Manganhartstahl (MNA) in einem sauren Ofen zu erschmelzen. Ebenfalls ist es nicht üblich, dort hochlegierte Chrom-Nickel-Stähle zu erschmelzen und mit Sauerstoff zu blasen, da hierbei erhebliche Mengen an Chrom als Chromoxyd beziehungsweise Chromsilikat in die Schlacke gehen. Dieses Chrom läßt sich nicht mehr aus der Schlacke zurückgewinnen und steht somit auf der Verlustliste. Über die eigentliche Erschmelzung von Edelstählen wird in einer Fortsetzung im nächsten Heft berichtet werden.

Hans Zeuner, Dipl.-Ing., Versuchsanstalt

Atomzerfall — unser Helfer

(Schluß)

In den vorausgegangenen Heften unserer Werkszeitung wurde in einigen Fortsetzungen über die Anwendung und Nutzbarmachung bestimmter Kernreaktionen gesprochen, die uns bei vielen, bisher nicht durchführbaren Messungen und Untersuchungen helfend zur Hand gehen. Heute soll nun abschließend über die Wirkung der bei Kernreaktionen freiwerdenden Strahlen auf den menschlichen Organismus und die erforderlichen Schutzmaßnahmen etwas gesagt werden.

Ebenso wie die Röntgenstrahlen verursachen die Alpha-, Beta- und Gammastrahlen eine gefährliche Veränderung im menschlichen Körper, wenn dieser lange und intensiv bestrahlt wird, und zwar wird hierbei sowohl das Blutbild wesentlich verändert, die Mutationsrate der Keimdrüsen wird stark vergrößert, und es können sogar akute Verbrennungen auftreten, die in ihrem Aussehen kaum von einer normalen Verbrennung durch Feuer zu unterscheiden, in ihrer Auswirkung jedoch unbeschreiblich verheerend sind. Es sei hier an die Unglücksfälle bei den amerikanischen Atomversuchen in der Südsee erinnert, denen eine Anzahl japanischer Fischer zum Opfer fiel, die teilweise buchstäblich verbrannten. Der eigentliche Schädigungsmechanismus durch harte Strahlen

wird heute damit erklärt, daß die in den Körper eindringenden Strahlen die Auslösung sehr schneller Photoelektronen im Gewebe bewirken, welche wiederum ihre Energie in Wärme umwandeln. Dadurch entsteht auf sehr kleinem Raum eine beträchtliche Temperatur (Punktwärme), welche örtliche Veränderungen der biologischen Substanz auslöst, die nicht mehr regeneriert wird. Jedes neue Eintreffen von Strahlen verursacht neue Schädigungen, die sich zu den älteren addieren, auch wenn sie in Abständen von mehreren Jahren erfolgen. Eine bestimmte Anzahl solcher Photoelektron-Reaktionen kann der menschliche Organismus ohne Schädigung des Erbgutes und der Organfunktionen auch über lange Zeit ertragen. Diese maximal aufzunehmende Strahlenleistung ist die Toleranzdosis, die durch die Berufsgenossenschaft für Gesundheitsdienst und Wohlfahrtspflege mit 0,3 r pro Woche festgelegt ist (r = Röntgen: Maßeinheit für eine bestimmte Strahlenmenge). Daraus resultiert, daß die Arbeitsweise mit z. B. radioaktiven Präparaten so gewählt werden muß, daß das Bedienungspersonal unter gar keinen Umständen diese Toleranzdosis überschreitet. Zweckmäßigerweise prüft man jedoch die tatsächlich aufgenommene Strahlenmenge in kurzen

Abständen und schafft sich so einen guten Überblick, der durch eine medizinische Untersuchung in dreimonatigen Abständen gestützt wird. Leider ist es aber bei vielen Gelegenheiten, bei denen außer dem Bedienungspersonal noch andere Leute in die Nähe der Strahler kommen können, nicht möglich, bei jedem einzelnen die Toleranzdosis zu messen. Hier ist z. B. an die Durchstrahlungsaufnahmen mit unseren Cobalt-Präparaten im Betrieb gedacht. In solchen Fällen wird ein Abstand vom strahlenden Präparat von der Versuchsanstalt ausgemessen und durch Absperungen und Warningschilder markiert, der unter gar keinen Umständen von Nicht-Fachleuten betreten werden darf.

Das Messen der aufgenommenen Strahlenmenge erfolgt in der Versuchsanstalt der BSI nach 3 grundsätzlich verschiedenen Methoden, um eventuell auftretende Gerätefehler sofort auszuschalten, und zwar mit Hilfe

1. der Ionisationskammer,
2. elektrischer Kondensatoren und
3. besonderer Filme.

Bei der Ionisationskammer wird die Toleranzdosis durch die Veränderung der elektrischen Leitfähigkeit der Luft durch Gammastrahlen ermittelt. Aufgeladene, besondere Nylonkondensatoren entladen sich im Strahlungsbereich von Kernreaktionen, während ein Röntgenfilm in Abhängigkeit von der Strahlungszeit verschieden stark geschwärzt wird und somit ein Maß für die aufgenommene Strahlung ergibt.

Die Abb. 1 zeigt eine bei uns verwendete

Abb. 1



Ionisationskammer, die auf der Meßskala unmittelbar die Ablesung der Toleranzdosis in Form der Dosisleistung (r/sec) zu jeder Zeit erlaubt. Daher ist dieses Gerät besonders für die Ausmessung des Schutzabstandes im Betrieb gut geeignet.

Die elektrischen Nylonkondensatoren haben die Größe von etwa 5 cm in der Länge und 2 cm im Durchmesser. Sie sind mit dem zugehörigen Auflade- und Meßgerät in Abb. 2 dargestellt. Nachdem diese Kondensatoren aufgeladen wurden,



Abb. 2

können sie an jeder beliebigen Stelle befestigt oder in die Tasche gesteckt werden und behindern somit keineswegs die äußerst schnell auszuführende Arbeit mit den Präparaten. Durch langsame Entladung beim Auftreffen von Gammastrahlen, die dann gleichzeitig den Körper treffen, registrieren sie die aufgenommene Strahlenmenge, welche jeweils am Ende der Arbeitszeit mit dem Gerät ausgemessen wird.

Die Filme, welche wir zur Toleranzdosismessung benutzen, erhalten wir in einer Kunststoffkapsel verpackt und mit einer Kontrollnummer versehen vom Radiologischen Institut der Universität Freiburg. Die Filmkapsel wird jeweils einen Monat, auf der Kitteltasche festgesteckt (Abb. 3), getragen und dann zur Auswertung nach Freiburg zurückgesandt. An der Universität wird der Film unter immer gleichbleibenden Bedingungen entwickelt und der Schwärzungsgrad photometrisch ausgemessen.

Diese drei Meßverfahren gewähren zwar keinen Schutz gegen Gamma-Strahlen, sie zeigen aber dem Bedienungspersonal genauestens an, wie schnell mit den Präparaten gearbeitet werden muß, und bis auf welche Entfernung man sich höchstens an die Strahler heranwagen darf, ohne eine Schädigung zu erhalten. Es versteht sich



Abb. 3

von selbst, daß derjenige, der sich über eventuell zu erwartende Strahlenschäden im klaren ist, gern von diesen Meßgeräten Gebrauch macht und ihre Notwendigkeit in jeder Beziehung achtet.

Zur Vollständigkeit sei darauf hingewiesen, daß hiermit die Reihe der Meßgeräte nicht erschöpft ist. Für die vielen speziellen Anwendungsgebiete haben sich auch eine entsprechende Anzahl besonderer Meßmethoden herauskristallisiert, wovon die bekannteste das Geiger'sche Zählrohr ist. Auch gibt es bereits mit einem kleinen Seitenblick auf das demnächst zu erwartende Luftschutzgesetz relativ billige Instrumente, die keiner allzu fachmännischen Handhabung bedürfen. Hier verdient die Atombrille (Abb. 4) genannt zu werden, in deren Gläsern durch mehr oder weniger starkes Aufleuchten das Betreten eines radioaktiven Gebietes angezeigt wird.

Obwohl naturgemäß nur wenige zahlenmäßig festlegbare Daten über die Schäd-

Abb. 4



den erhältlich sind, welche radioaktive Strahlung im menschlichen Organismus anrichten kann, erlauben die im Bikiniatoll vorgenommenen Untersuchungen doch eine weitgehende Bestätigung der von Physikern bereits seit Jahren als Richtlinien betrachteten Toleranzdosis von 0,3 Röntgen pro Woche, die selbst über Jahre hindurch ohne Schädigung des menschlichen Körpers wöchentlich aufgenommen werden kann. Es ist weiterhin bekannt, daß eine innerhalb weniger Tage aufgenommene Dosis von 400 Röntgen in etwa der Hälfte der Fälle zum Tode führt.

Nicht viel kann ausgesagt werden über die dazwischenliegenden Dosen, da die Widerstandsfähigkeit des menschlichen Organismus augenscheinlich in hohem Maße variiert. Es besteht jedoch Grund zu der Annahme, daß in der Regel eine Tagesdosis von 15 bis 25 Röntgen ärztliche Betreuung erfordert. Dosen von 100 Röntgen pro Tag können zu dauernder Invalidität führen.

Schlußwort

In einigen Berichten unserer Arbeitszeitung wurden verschiedene atomtechnische Dinge beschrieben und auf die große Bedeutung der radioaktiven Isotope in der modernen Industrie hingewiesen. So trägt die verderbenbringende Erkenntnis von der in den Atomen schlummernden Energie letzten Endes doch nützliche Früchte, und es scheint, als würden die positiven Aspekte jetzt schon das Negative der Atomwaffentechnik überwiegen. Die Schwierigkeiten, die sich einer allgemeinen Einführung der neuen Fertigungsverfahren entgegenstellen, sind durchaus nicht unbedeutend. Nicht nur die grundsätzliche Gefährdung, die die radioaktiven Substanzen in die Industrie tragen, muß in Erwägung gezogen werden, auch die notwendigen Grundkenntnisse der modernen Physik, die zu einer sinnvollen Anwendung der Radio-Isotope unumgänglich notwendig sind, stellen ein nicht zu unterschätzendes Hindernis für die breite Schicht der industriellen Techniker dar.

Daß trotz all dieser Schwierigkeiten innerhalb weniger Jahre, die dieser neueste Forschungszweig kennt, bereits recht viele Betriebe sich die modernen Methoden zu eigen gemacht haben, spricht eigentlich für sich. Daß viele dieser Betriebe sich sogar in Europa befinden, zeugt von der Aufgeschlossenheit und dem Ehrgeiz unserer Techniker.

Das Betriebs-ABC

Anriß ist die Bezeichnung für eine Kontrollarbeit, die am fertigen Gußstück durchgeführt wird, um die in der Zeichnung vorgeschriebene Maßhaltigkeit zu prüfen. Zur Durchführung dieser Kontrolle wird das Gußstück an den zu prüfenden Flächen mit Schlemmkreide bestrichen. Auf einer vollkommen ebenen, der Anreiß-Platte, werden dann mit einer Reißnadel die Zeichnungsmaße auf die bestrichenen Flächen übertragen und darauf kontrolliert, ob sie innerhalb der Bearbeitungstoleranzen des Gußstückes liegen.

Bentonit ist ein Ton mit einem hohen Gehalt an Montmorellonit. Sein Kristallgitteraufbau befähigt ihn, größere Mengen Wasser zwischen den Glittern anzulagern. Damit ist ein höheres Quellvermögen gegenüber normalem Ton verbunden, das gleichzeitig die Bindefähigkeit stark erhöht. Durch diese Eigenschaft ist der Bentonit einer der wichtigsten und meistgebrauchten Binder für die synthetischen Formsande.

Die Compact-Kupplung

ist eine selbsttätige Kupplung zur Verbindung von Schienenfahrzeugen untereinander. Ohne Betätigung von Hand werden die Wagen lediglich durch Zusammenfahren miteinander gekuppelt. Zum Entkuppeln wird ein Lösehebel gezogen. Durch Ziehen und gleichzeitiges Anheben des Lösehebels ist es auch möglich, eine Rangiersperre einzuschalten, sodaß das eine Fahrzeug in der Lage ist, das andere abzustößen, wie es im Rangierbetrieb erforderlich ist. Auf der Compact-Kupplung kann eine Kabel-Kupplung angeordnet werden, die selbsttätig alle Schwach- und Starkstromverbindungen, die bei Schienenfahrzeugen vorkommen, kuppelt. Unter der Compact-Kupplung können bis zu zwei Luftleitungen selbsttätig mitgekuppelt werden. Die Compact-Kupplung ist bei vielen deutschen Straßenbahnen und einigen anderen Bahnen eingeführt und hat sich gut bewährt.

Diagramm ist die Darstellung von Zahlenwerten in Kurven oder Linien. Die gebräuchlichste Form ist die Anlage eines Achsenkreuzes, auf dem zum mindesten zwei Funktionen aufgetragen sind, zum Beispiel Zeit und Temperatur, wobei auf je einer Achse die gefundenen Zahlenwerte für je eine Funktion eingezeichnet und durch Linien verbunden werden. Die Darstellung in einem Diagramm hat gegenüber der bloßen Aufzeichnung von Zahlenwerten den Vorteil

der besseren Übersicht und Vergleichsmöglichkeit.

Edelstahl ist der Begriff für Stahlerzeugnisse, die unter besonders sorgfältigen metallurgischen Bedingungen erschmolzen und bearbeitet werden. Im wesentlichen fallen unter den Begriff „Edelstahl“ niedrig- und hochlegierte Bau- und Werkzeugstähle, die überwiegend in Elektroöfen erschmolzen werden. Hierdurch wird ein hoher Reinheitsgrad des Stahles und eine sichere Einhaltung der meist engbegrenzten Analysenvorschriften erreicht. Durch die sorgfältige Erzeugung und Weiterverarbeitung werden den Edelstählen alle jene Eigenschaften verliehen, die sie befähigen, den höchsten Betriebsbeanspruchungen standzuhalten.

Flammpunkt ist der Temperaturgrad, bei dem die ersten brennbaren Stoffe aus einer Flüssigkeit ausgeschieden werden. Bei Erreichung der Flammpunkttemperatur tritt noch keine selbstständige Verbrennung ein. Diese wird erst ausgelöst durch Annäherung einer Zündflamme an die erwärmte Flüssigkeit. Wichtig ist die Kenntnis des Flammpunktes zum Beispiel bei Ölen, besonders bei Härteölen, da durch das Eintauchen von glühenden Gußstücken und beim Härtevorgang eine Temperaturerhöhung des Ölbadest stattfindet. Um einen Ölbrand mit Sicherheit zu vermeiden, muß darauf geachtet werden, daß der Flammpunkt des Härteöles niemals überschritten wird. Dies wird in modernen Härteölbadern dadurch erreicht, daß eine kontinuierliche Kühlung der Bäder durchgeführt wird, die es ermöglicht, daß die gefährliche Nähe des Flammpunktes bei normalem Betriebsablauf vermieden wird.

Grauguß ist bearbeitbares Gußeisen mit grauem Bruchaussehen, dessen Kohlenstoff größtenteils als Grafit ausgebildet ist. Der Grauguß wird fast ausschließlich in Kupolöfen erschmolzen und in Formen abgegossen. Er hat den Vorzug sehr guter Ver gießbarkeit und kann deshalb in dünnsten Wandstärken hergestellt werden. Andererseits werden aber auch schwerste Stücke, wie schwere Maschinenständer in Stückgewichten von mehreren Tonnen, aus Grauguß hergestellt. Infolge seines hohen Grafitgehaltes, der in Form von Adern vorliegt, besitzt er eine sehr geringe Zähigkeit, sodaß die hergestellten Gußstücke keinen stoß- oder schlagartigen Beanspruchungen ausgesetzt werden dürfen. Wegen seiner geringen Herstellungskosten ist der Grauguß eines der billigsten Gußerzeugnisse, die sich auf dem Markt befinden.

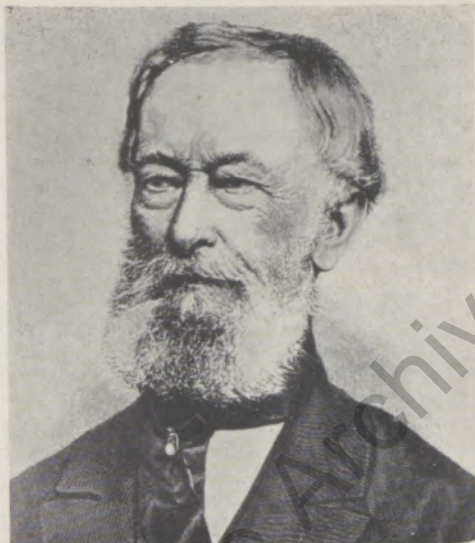
Schöpfer der Eisenhütte

Vor 3000 Jahren war der Gebrauch von Eisen schon weit verbreitet, aber seine Gewinnung noch sehr umständlich und langwierig. Die damaligen Handwerker kannten das heute übliche Ausschmelzen aus dem Erz noch nicht. Stattdessen gewannen sie im offenen „Rennfeuer“ mit Holzkohle einen ungeschmolzenen, teigigen Klumpen, der durch Schmieden von den eingeschlossenen Schlacken befreit wurde. Erst später lernte man durch die im Schachtofen erreichbare höhere Temperatur, das Erz zu schmelzen. Die Kraft der Wasserräder gab den Ofengebläsen stärkeren Zug und ermöglichte größere Hammergewichte. So arbeiteten alle Eisenhütten in den europäischen Ländern in Westfalen, Schweden, England und Rußland das ganze Mittelalter hindurch. Dann zwang der übermäßige Holzverbrauch dazu, einen Ersatz zu suchen; zuerst in England.

Dem englischen Hüttenmann Abraham Darby gelang es 1735, Roheisen im Hochofen mit Steinkohlenkoks zu erzeugen. Damit trat, gegenüber den vielen unbekannten Eisentechnikern der Frühzeit, zum ersten Male ein Erfinder ins Licht der Geschichte. Der wirtschaftliche Erfolg war so groß, daß unter Darbys Sohn das väterliche Werk zum größten des 18. Jahrhunderts emporwuchs. Doch blieb das englische Koksroheisen seines schädlichen Schwefelgehalts wegen dem Holzkohlen-eisen anderer Länder bei weitem unterlegen.

Erst das 1784 von Henry Cort erfundene Puddelverfahren (von „to puddle“ = rühren) hat einen grundlegenden Wandel geschaffen. Bei ihm kommt das Roheisen nicht mit der Kohle in Berührung. Nur die Flammen einer Rostfeuerung streichen über das im Herd liegende, flüssige Roheisen und verbrennen unter ständigem Rühren die schädlichen Beimengungen. Die aus dem Ofen kommenden Klumpen wurden unter dem Hammer zu Schweißstahl zusammen geschweißt. Nach Lord Sheffield's Ausspruch war die Erfindung Corts für England wertvoller als die nordamerikanischen Kolonien. Nur Cort selbst wurde um die Früchte seiner Arbeit betrogen. Er starb in Elend und Armut, aber ein Jahrhundert lang beherrschte das englische Puddeleisen den Weltmarkt.

Die durch den 30jährigen Krieg schwer ge-



Alfred Krupp 1812—1887

troffene deutsche Eisenindustrie arbeitete noch lange Zeit mit Holzkohle. 1791 kam der erste Kokshochofen auf der Gleiwitzer Eisenhütte in Betrieb. Das Puddelverfahren wurde 1824, also 60 Jahre nach seiner Erfindung, von den Brüdern Remy eingeführt. In ihrem Eisenwerk auf dem Rasselstein bei Neuwied am Rhein bauten sie selbst den ersten Puddelofen Deutschlands.

Zu gleicher Zeit begannen auch andere deutsche Hüttenleute, deren Namen heute noch einen guten Klang haben, Friedrich Harkort an der alten Burg in Wetter an der Ruhr und Eberhard Hoesch in Lendersdorf bei Düren, mit dem Aufbau von Puddelwerken. Eine weit größere Rolle als sie sollte aber die Familie Krupp in der deutschen Stahlindustrie spielen. Im November 1811 gründete der Kaufmann Friedrich Krupp in Essen ein kleines Stahlwerk zu dem Zweck, hochwertigen Tiegelstahl zu erschmelzen. Nach vielen Fehlschlägen und unter Einsatz von Vermögen und Gesundheit gelang es ihm, sein Ziel zu erreichen.

Bei dem an sich alten Verfahren des Zementierens werden weiche Stahlstäbe durch Ausglühen mit Holzkohle in kohlenstoffreichen, härteren Stahl verwandelt. Das nachfolgende Umschmelzen in feuerfesten Tontiegeln ergibt einen besonders hochwertigen Werkstoff.

Nach dem frühzeitigen Tode Friedrich Krupps im Jahre 1826 war es seinem noch jugendlichen Sohn Alfred Krupp be-

schieden, das Tiegelstahlverfahren des Vaters weiter auszubauen. Bald fanden seine vorzüglichen Prägestempel und Hartwalzen zum Strecken von Gold, Silber und Messing guten Absatz. Die Gründung des deutschen Zollvereins von 1834 erschloß ihm vor allem die süddeutsche Schmuckindustrie mit ihrem großen Bedarf an solchen Werkzeugen. Im nächsten Jahrzehnt kamen die meisten europäischen Industriestaaten hinzu: die Schweiz, Belgien, Holland, Frankreich und Österreich.

Ja, sogar nach England, dem Mutterland des Hartstahls, wagte Krupp sein Absatzgebiet auszudehnen. Er war damals der einzige, der große Tiegelstahlwalzen herstellen und härten konnte. 1851 zeigte Krupp auf der Londoner Weltausstellung einen 2½ t schweren Gußstahlblock als eindrucksvollen Beweis seiner großen Leistungsfähigkeit. Aus solchen Blöcken konnte er später die schwersten Kurbelwellen, Schiffsachsen usw. schmieden. Einer seiner größten Erfolge war die Einführung seiner gußstählernen Wagenachsen und nahtlosen Radreifen im Eisenbahn-Verkehrswesen.

Corts Puddelöfen hatten seinerzeit einen ungeheuren Fortschritt bedeutet. Sie konnten aber, da sie sich nur für Handbetrieb eigneten, den steigenden Stahlbedarf schon in den 60er Jahren nicht mehr decken. Sie mußten einem leistungsfähigeren Verfahren weichen, das die Maschine an die Stelle der Handarbeit setzte. Der Engländer Henry Bessemer erreichte dies 1855 durch das „Windfrischen“ des Roheisens in der Konverterbirne.

Es besteht darin, daß ein durch das flüßige Eisen hindurchgepreßter Luftstrom die darin enthaltenen Beimengungen, hauptsächlich Kohlenstoff, Kieselsäure und Mangan, unter starker Wärmeentwicklung verbrennt. Die gleiche Menge Roheisen, die im Puddelofen 24 Stunden brauchte, konnte nach dem neuen Verfahren in 20 Minuten zu Stahl verarbeitet werden. Bessemer war damals 42 Jahre alt und hatte sich vorher wenig mit hüttenmännischen Problemen beschäftigt. Er starb 1898 als Besitzer eines großen Stahlwerks im hohen Alter von 86 Jahren.

Einen Fehler jedoch hatte das Bessemer-Verfahren. Es war für Roheisen aus phosphorhaltigem Erz ungeeignet, da der Phosphor nicht verbrannt wurde und im Stahl verblieb. 23 Jahre später wurde auch diese Aufgabe gelöst. Der Londoner Ge-



Henry Bessemer 1813-1898

richtsschreiber Sidney Thomas verwickelte zusammen mit seinem Vetter, dem Hüttenchemiker Gilchrist, den Gedanken, die Konverterbirne mit kohlen saurem Kalkstein (Dolomit) auszukleiden, an Stelle des kiesel sauren Futters, wie es Bessemer tat (1879). Hierdurch wird der schädliche Phosphor gebunden und kann mit der Schlacke abgezogen werden. Das Bessemer-Verfahren wurde 1862 von Alfred Krupp in Deutschland eingeführt. Später, als man dort hauptsächlich das phosphorreiche lothringische Minetteerz verhüttete, wandten die deutschen Werke das Thomas-Verfahren an, zumal hier die Thomasschlacke als wertvolles Düngemittel für die Landwirtschaft abfällt. Thomas hat leider seinen Erfolg nur wenige Jahre überlebt.

Im Ausland dagegen, vor allem in England und den USA, hatte sich ein drittes Frischverfahren eingebürgert, das von Wilhelm Siemens, dem Bruder des großen Elektrotechnikers Werner Siemens, in Zusammenarbeit mit den französischen Hüttenleuten Emile und Pierre Martin stammt. Bei dem als Siemens-Martin-Verfahren bekannten Herdfrischen von 1864 werden durch Zusammenschmelzen von Roheisen, Schrott und Eisenerz hochwertige Stahlsorten erzielt.

Schon dieser kurze Überblick zeigt, welche ungeheure technische Entwicklung die Eisen- und Stahlgewinnung von Darby bis Thomas erfahren hat, ungerechnet die neueren technischen Verbesserungen der heutigen Hüttentechnik.

F. G.

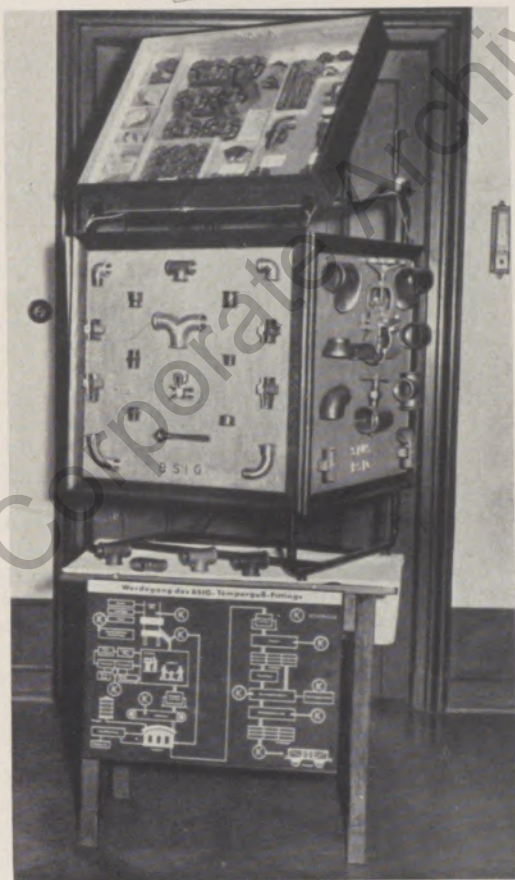
Wo man Fittings verkaufen lernt

Die Stadt Wuppertal beherbergt eine Schule besonderer Art. Es ist die „Fachschule des Deutschen Eisenwaren- und Hausrathandels“.

In einem freundlichen bergischen Haus untergebracht, dient sie dazu, Jungen und Mädchen, die im Eisenwarenhandel tätig sein wollen, die notwendigen Kenntnisse über die verschiedenen Artikel zu vermitteln. Für fast ein ganzes Jahr kommen die Schülerinnen und Schüler, die bereits eine abgeschlossene Lehrzeit, die Kaufmannsgehilfenprüfung und ein Jahr praktische Tätigkeit im Eisenwarenhandel hinter sich haben müssen, zusammen, um in die Geheimnisse der Eisenwaren eingeweiht zu werden. Von der kleinen Schraube bis zur Waschmaschine, vom kleinen Schlüssel bis zum Küchenherd steht hier als Lehrmaterial alles zur Verfügung, was der spätere Verkaufs- oder Abteilungsleiter wissen muß, um die Kunden auch gut bedienen zu können.

Unter diesem Lehrmaterial befinden sich natürlich auch unsere BSIG-Fittings, die zu den weltbesten gehören und in unserem Werk Papenberg hergestellt werden. Fittings sind bekanntlich Rohrverbindungen, die wir überall an Wasser- und Gasleitungen sehen. An Hand der verschiedenen Modelle und Tafeln (siehe Bild) können die Schüler die Entstehung, Verwendung und Qualität studieren, um später die Installateure fachmännisch beraten zu können.

Interessant ist die sogenannte Ladenstraße in dieser Schule, in der jeweils zwei Schüler ein Schaufenster dekorieren (siehe Bilder), das dann von den anderen bewertet wird. Schülerinnen und Schüler aus dem In- und Ausland finden sich in dieser Schule ein, die die einzige ihrer Art in Europa ist, um neben theoretischem Wissen sich auch die notwendigen Kenntnisse auf dem Gebiete der Eisenwaren und des Hausrats anzueignen.



Wußten Sie das schon?

In der Formerei Papenberg ist zur Zeit eine Versuchsstrecke mit einem Rollengang in Betrieb, um zu prüfen, ob derartige Rollengänge zur Erleichterung der Arbeit des Formers, zum besseren Transport der schweren Kästen und zum leichteren Abgießen geeignet sind. Die mittels einer Demagkatze zusammengesetzten Kästen werden auf einer Rollenbahn bis zur Gießstrecke gebracht. Dort werden durch Preßluft kleinere Rollen, zwischen den längeren, hochgehoben, die die Kästen übernehmen. Dann werden sie wieder abgesenkt, und die Rollen der Gießstrecke befördern die Kästen weiter.

*

Die neue Treppe (siehe Bild) von der Kernmacherei Papenberg hinauf zur Werkstraße ist inzwischen fertiggestellt worden. Unsere Frauen brauchen nun nicht mehr den Durchgang an den Kupolöfen zu benutzen, sondern können ihren Betrieb ungefährdet betreten und verlassen.



Die gute Tat

Unser Mitarbeiter Degenhard Lempert, Modellschlosserei Stachelhausen, hat auf dem Wege zum Modellager in Stachelhausen eine Lohntüte mit 80 DM Inhalt gefunden und sie seinem Arbeitskameraden Karl Horn, der sie verloren hatte, zurückgegeben. Diese wahrhaft gute Tat verdient höchstes Lob; denn Degenhard Lempert hat eine ganze Familie vor großen Sorgen bewahrt und ist für alle zum leuchtenden Vorbild geworden, das der Nachahmung wert ist.

Am vorletzten Samstag gegen Mittag quälte sich ein Arbeitskamerad damit ab, einen Transportuntersatz, wie er bei uns zum Transportieren von schweren Lasten verwendet wird und der ein recht respektables Eigengewicht hat, die Papenberger Straße in Serpentinaufzuziehen. Viele Mitarbeiter gingen an ihm vorbei und bedauerten ihn wegen dieser Quälerei, aber keiner von ihnen hat mitangefaßt und ihm geholfen, den Wagen schneller und leichter bis zum Pfortner 2 zu bringen. Dabei wäre es doch so einfach gewesen, eine gute Tat zu vollbringen.

*

Kulturring „Volksbühne“

Vorstellungen im Dezember:

Am Dienstag, den 7. Dezember, 19.30 Uhr

Ein Schlaf Gefangener

Schauspiel von Christopher Fry

Am Dienstag, den 28. Dezember, 19.30 Uhr

Tosca

Oper von Giacomo Puccini

Unsere Mitglieder des Kulturrings „Volksbühne“ werden gebeten, die Karten für diese Vorstellungen am Montag, den 29. November, unter Bezahlung des fälligen Beitrages im Sozialamt abzuholen.



Die Zeit der Lehrlingsvorprüfungen

ist wieder da. Auch bei uns in der BSI haben sich 33 Lehrlinge beworben, im kommenden Frühjahr in unsere Lehrwerkstatt aufgenommen und als Facharbeiter ausgebildet zu werden.

Mehr denn je wird heutzutage von jedem Beruf ein entsprechend umfaßendes Wissen und eine gründliche Ausbildung verlangt, damit später auch wirkliche Qualitätsarbeit geleistet werden kann. Um aber den Lehrlingen alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die sich in der Lehrzeit ergeben könnten, wenn sie sich für den gewählten Facharbeiterberuf nicht eignen sollten, werden auch bei uns bereits jetzt Vorprüfungen durchgeführt, um ein Urteil über die Eignung der einzelnen Bewerber zu erhalten. Diese Prüfungen, die psychologische Eignungs- und die praktische Prüfung haben bei uns am 8. und 12. November stattgefunden. Nicht alle haben die an sich nicht schweren Aufgaben gelöst und sich als geeignet für den Facharbeiterberuf erwiesen. Sie werden zusammen mit der Berufsberatung eine für sie geeignete Lehrstelle finden und auch dort ihren Mann stehen. Diejenigen aber, die die Prüfungen bestanden haben, werden am 1. April 1955 in unsere Lehrwerkstatt aufgenommen und zu tüchtigen Menschen und Facharbeitern ausgebildet werden.



Wir wissen zu wenig von einander

Vor einiger Zeit hat sich folgendes zuge-
tragen: Ein Fabrikdirektor war von seinem
Zahnarzt für acht Uhr morgens bestellt.
Pünktlich betrat er das Sprechzimmer. Der
Zahnarzt entschuldigte sich, daß er ihn so
früh habe kommen lassen, da er später
anderweitig verpflichtet wäre. Darauf
sagte der Direktor, daß es ihm sehr recht
sei. Am liebsten würde er noch früher
kommen, damit er um acht Uhr in seinem
Büro sein könne.

„Wie?“, meinte der Zahnarzt, „um acht Uhr
im Büro? Das haben Sie doch nicht nötig!
Ein Mann wie Sie kommt doch um 10 Uhr
ins Werk, sieht die Post nach, einige Tele-
fonate, vielleicht eine Besprechung, und
dann hat er sein Geld verdient!“

„Haben Sie eine Ahnung!“ sagte darauf-
hin der Direktor. „Ich stelle mir den Tages-
ablauf eines Zahnarztes so vor:

„Um acht Uhr steht er auf, frühstückt ge-
mächlich, macht sich für die Sprechstunde
zurecht, empfängt um 10 Uhr den ersten
Patienten, dann noch einige bis 12, und
dann ist sein Arbeitstag zu Ende!“

„Haben Sie eine Ahnung!“, rief ganz ent-
rüstet der Zahnarzt. „Um acht Uhr stehe
ich schon hier im Sprechzimmer bei der
Arbeit, Patienten bis 12 und nachmittags
noch zwei Stunden! So leicht verdiene ich
mein Geld nicht!“

„Sehen Sie“, erwiderte der Direktor, „ich
auch nicht. Ich bin genau wie alle anderen
um acht Uhr im Büro, und dann geht's den
ganzen Tag bis abends ununterbrochen,
die Reisen nicht eingerechnet, Besprechun-
gen, Verhandlungen, und was es sonst
noch zu erledigen gibt. Aber wir wissen
zu wenig von einander und schätzen des-
wegen einander ganz falsch ein, und je-
der glaubt, daß er selbst nur arbeitet und
der andere nichts oder nicht viel tut und
keine Sorgen hat. Dadurch haben wir die
merkwürdigsten Vorstellungen von unseren
Mitmenschen und beurteilen sie auch nicht
richtig.“

Ja, wir wissen zu wenig von einander. Wir
kümmern uns aber auch zu wenig um den
anderen. Wir bewegen uns, als ob wir
ganz allein auf der Welt wären. Erst wenn
es uns selbst sehr schlecht geht, dann

wundern wir uns, daß sich niemand um
uns kümmert, daß niemand unseren Sor-
gen und Kümmernissen Verständnis ent-
gegenbringt, daß es niemandem auffällt,
daß uns die Krankheit im Gesicht steht,
daß niemand fragt, ob wir Kummer haben,
daß niemand bemerkt, daß uns heute die
Arbeit sehr schwer fällt. Dann wird es
plötzlich leer in uns, und wir möchten an
der Menschheit verzweifeln und behaup-
ten, daß es keine Liebe mehr unter den
Menschen gibt. Liebe aber kann nur der-
jenige ernten, der selbst Liebe und Ver-
stehen gesät hat, und sei es auch nur ein
winziges Samenkorn. Wir können kein
Verstehen erwarten, wenn wir selbst dem
Mitmenschen, dem Arbeitskameraden, kein
Verständnis entgegenbringen, wenn wir
nicht wissen oder nicht wissen wollen,
welche Arbeit er verrichtet, was er leisten
muß, um sein Brot zu verdienen, wenn wir
uns abwenden, wenn er mal sein Herz
ausschüttet, und kein mitfühlendes Wort
für ihn haben.

Wir wissen von einander zu wenig.

Warum weißt Du nicht, daß Dein Arbeits-
kamerad seit dem letzten Kriege oft an
schier unerträglichen Kopfschmerzen lei-
det?

Weil Du ihn hänselst, wenn Du seine
schmerzverzerrten Züge siehst, statt nach
seinem Befinden zu fragen und ihm viel-
leicht den einen oder anderen Handgriff
abzunehmen!

Warum weißt Du nicht, daß die Frau
Deines Nebenmannes schwer krank dar-
niederliegt, während er Geld verdienen
muß?

Weil Du ihn seines traurigen Gesichts
wegen als Miesmacher verlachst, statt ihn
teilnehmend nach seinen Sorgen zu fragen!

Warum weißt Du nicht, wie schwer der
Former, der Putzer, der Schleifer arbeiten
muß, um seinen Lohn zu erhalten?

Weil Du gar kein Interesse hast, das zu
erfahren, sonst würdest Du es Dir im Be-
trieb mal ansehen!

Warum weißt Du nicht, daß in den Büros
die Köpfe rauchen, daß Stunde um Stunde
geschrieben, gerechnet, verhandelt, tele-
foniert werden muß, und man auch dort

weiß, was man nach acht Stunden getan hat?

Weil Du immer glaubst, daß nur Du arbeitest und die anderen nichts tun und von Deiner Arbeit leben würden!

Warum weißt Du nicht, daß Dein Vorgesetzter nicht acht, sondern zwölf Stunden gearbeitet hat, damit Du Deine Arbeit richtig ausführen kannst, und denkst nicht daran, daß er wegen Übermüdung mal nicht so freundlich ist wie sonst?

Weil Du Dir keine Gedanken darüber machst!

Warum willst Du nicht verstehen, daß der Betriebsleiter tage- und wochenlang hinter einem technischen Problem her ist, um eine ganze Produktion nicht verloren gehen zu lassen, und er deshalb so in Gedanken ist, daß er Deinen Gruß mal nicht bemerkt?

Warum willst Du nicht begreifen, daß die verantwortlichen Männer die Hälfte des Jahres nichts von ihrer Familie haben und diese nichts von ihnen, weil sie hinter Aufträgen herjagen müssen, damit gearbeitet und Löhne und Gehälter gezahlt werden können, und sie darum für Dich mal nicht zu sprechen sein können?

Warum denkt überhaupt keiner daran, daß auch alle anderen arbeiten und ihre Sorgen haben und nicht nur er?

Warum wissen wir eigentlich von einander so wenig?

Weil wir uns gar nicht die Mühe machen, über den anderen etwas zu wissen.

Es wäre aber gut, sich von Zeit zu Zeit auch mal mit unserem Mitmenschen zu beschäftigen und zu versuchen, ihn zu verstehen, etwas über seine Arbeit, über sein Wesen zu erfahren, ja, seine Arbeit und ihn zu kennen, damit wir kein falsches Urteil über ihn fällen.

Wir sollten mehr von einander wissen.

Wir sollten wissen, daß in den Betrieben mehr Staub geschluckt wird als in den Büros. Wir sollten aber auch wissen, daß acht Stunden an der Schreibmaschine den Menschen ebenfalls mürbe machen. Wir alle sollten wissen, daß acht Stunden intensiver Arbeit, ob im Büro oder im Betrieb, in demselben Maße die Kräfte verschleißt. Wir sollten wissen, daß mehr gelitten als gelacht wird, daß jeder sich bemüht, sich durchzuschlagen mit dem, was er kann und ist.

Dieses Wissen umeinander und voneinander aber wird die Achtung voneinander stärken. Es wird uns ein gesundes und richtiges Urteil abgeben lassen über unseren Arbeitskameraden. Es wird uns sagen, was wir tun müssen, wenn der Mitarbeiter an der Maschine oder gegenüber am Schreibtisch seit Wochen kein freundliches Gesicht mehr machen kann. Es wird uns erkennen lassen, daß er vielleicht mit dem Leben nicht mehr fertig wird, weil ihn das Schicksal allzu hart angefaßt hat.

Es ist ja so einfach, füreinander etwas mehr Anteilnahme zu haben. Wie oft hat ein freundliches Wort schon Wunder gewirkt. Es gibt ja doch nichts, was nicht vorübergehen würde und nicht überstanden werden könnte, und wenn man dem Mitmenschen mit einem aufmunternden Wort helfen kann, eine Krise zu überwinden, dann soll man es schnell tun! Vielleicht werden wir selbst schon am nächsten Tage eines mitfühlenden Wortes bedürfen, um leichter über einen Berg zu kommen.

Aber dazu müssen wir uns bemühen, etwas mehr voneinander zu wissen.

Herbert Goretzki

Die Menschen

können nicht frei werden,

ohne zur Freiheit erzogen zu werden.

Diese Erziehung

findet man nicht in Schulen

und erlangt man nicht aus Büchern,

sondern sie besteht

aus Selbstbeherrschung,

aus Selbstgefühl und Selbstregierung.

Wenn jemand eine Reise tut

Leeds 6, 19. Oktober 1954

Lieber Schmelztiegel,
liebe Freunde in der BSI!

Inzwischen sind seit meinem ersten Bericht schon bald 5 Wochen vergangen. Ich habe mich während dieser Zeit gut eingelebt und genieße bei der Firma Catton u. Co. eine großzügige Gastfreundschaft.

Die „Yorkshire Steel Foundry“, wie die Firma sich mit einem Untertitel nennt, ist eine reine Stahlgießerei ohne Bearbeitungswerkstätten und beschäftigt etwa 500 Leute. Zwei 3-t-Lichtbogenöfen schmelzen etwa 10 bis 12 Stahlsorten. Zur Zeit befindet sich die Gießerei im Umbau. Kernpunkt ist die neue Sandaufbereitung, die derjenigen von Stachelhausen sehr ähnlich sieht, jedoch etwas kleiner ist. Auffallend gut ist die Organisation, das „management“, in dieser Gießerei, ausgehend von einer vorzüglich arbeitenden Arbeitsvorbereitung.

Es soll jedoch nicht meine Aufgabe sein, die Leser mit technischen Dingen zu beschäftigen. Vielmehr möchte ich von Land und Leuten berichten. Heute möchte ich somit einiges über den Engländer selbst schreiben, und dazu kamen mir gerade drei Artikel der September-Nummer des „Schmelztiegel“, den ich vor wenigen Tagen erhielt, wie gerufen, Vergleiche anzustellen zwischen uns und hier.

Der Aufsatz von Herrn Professor Dr. Roesch: „Besuche im Betrieb“ befaßt sich unter anderem auch mit Besuchern aus dem Ausland. Da ich ja gerade zur Zeit Besucher „im“ Ausland bin, möchte ich meinen Lesern etwas von meiner Aufnahme in England erzählen. Das oben schon angedeutete gute Verhältnis geht nicht allein von den leitenden Herren aus, sondern auch von den Arbeitern und Angestellten. Ich bin mit etwas komischen Gefühlen nach England gefahren, hört man doch im allgemeinen, der Engländer sei, nun sagen wir einmal, stur. Vorweg gesagt, ich habe selten einen solchen angetroffen. Es herrscht hier ein sehr freundschaftliches Verhältnis vom geringsten Arbeiter bis zum höchsten Chef herauf. Und im Mittelpunkt dieser Atmosphäre steht der Besucher. Die meiste Zeit des Tages halte ich mich im Betrieb auf,



Webton Court Hotel, Leeds

mittlen zwischen den Arbeitern und Meistern, und von überall schallt dann wie ein Echo: „Hallo, good morning. How do you do, how are you“, usw. usw. zu mir rüber. Das war am ersten Tag gleich so. Es mag vielleicht so klingen, daß man überfreundlich sei, aber es ist im allgemeinen so. Auf diese Weise war bald Kontakt geschlossen. Mit einem Meister, man sagt hier foreman, habe ich auf folgende Weise Freundschaft geschlossen. Als ich zum erstenmal allein durch sein Heiligtum kam, fragte er mich, ob ich hier was verloren habe, und machte dabei ein böses Gesicht. Darauf sagte ich erst einmal: „Guten Morgen, Sir!“ und dann: „Ja, ich suche ein Gußstück hier, das ist Ausschuß.“ Mein Gegenüber schaute mich zunächst ganz entsetzt an und dann schlug er mich auf die Schulter und vor den Bauch und lachte aus vollem Halse. Wir sind seitdem die besten Freunde. Jeden Morgen bei der ersten Runde fragt er nun immer, ob ich was verloren habe. Zudem ist er der Boss von Cattons Sports. Als er hörte, daß ich einmal Fußball gespielt habe, stellte er mich gleich für den nächsten Samstag auf. Da mußte ich ihm nun ganz hinten herum erklären, daß ich samstags und sonntags mir lieber Land und Leute anschau.

Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß man sich um einen Gast bekümmert. Die Gastfreundschaft wird in England sehr hoch geschätzt, der Gast steht eben im Mittelpunkt und man sieht von ihm gerne, daß er alles mitmacht. So habe ich die meisten Freunde gewonnen, indem ich jeden Mittag mit ihnen in der Kantine Karten spiele. Dann, wie außerhalb des Werkes, ist jeder Rang

aufgehoben. Hier sitzt der Assistent neben seinem Chef, der Meister neben dem Ingenieur, der Angestellte neben dem Vorarbeiter und spielt Karten. Ich habe zwar in der ersten Zeit laufend an Geld verloren, jedoch an Freundschaft gewonnen (und jetzt gewinne ich auch schon mal im Spiel). — Über das Verhältnis des Engländers unter sich bei der Arbeit möchte ich vielleicht einmal einen Parallelbericht zu Herrn Huljus' Aufsatz: „Der amerikanische Mensch im Tempo seiner Industrie“ schreiben, wenn ich wieder zu Hause bin. Beim Durchlesen dieses Aufsatzes habe ich viele Ähnlichkeiten und Gleichheiten bezüglich der „Menschen unter sich“ hier in England im Vergleich zu den amerikanischen Verhältnissen feststellen können.

Doch nun zu dem dritten Artikel. In seinem Aufsatz: „Der Praktikant“ verlangt H. Kress, daß dem Lernenden die Praxis gründlich gezeigt werden soll. Das ist hier ebenfalls eine Selbstverständlichkeit. Zu allen nur vorkommenden Arbeiten werden sie herangezogen, und die besten Helfer, ich möchte sagen, die besten Freunde sind die Meister und Arbeiter. Erst dadurch lernen sie sich ja kennen, und es fehlt in der Zukunft auch nicht an gegenseitiger Achtung. Aber, meine „Herren“ Praktikanten, die stecken hier ihre Nase auch in den Formsand, in den Ofen und kriechen auch mal in eine schmutzige Ecke, wo es was zu sehen gibt.

Im allgemeinen können wir doch noch so manches von diesen „nüchternen“ Leuten lernen. Wie sieht es denn aus bei uns, wenn nach Schichtschluß die Bahnen und Busse überfüllt sind? Wer bekommt Sonntags abends nur eine Kinokarte? Wer kommt als erster aus einem überfüllten Stadion heraus? Doch nur derjenige, der am kräftigsten seine Ellenbogen gebrauchen kann, der andere hat aber das Nachsehen. Und hier? Man steht Schlange. Man möge da zuerst an Krieg denken, auch ich habe das zuerst gedacht. Aber die guten Seiten zeigen sich erst, wenn man erst in der Schlange steht. Als ich am ersten Abend zu meiner Haltestelle kam, stand dort eine etwa 50 bis 60 m lange Schlange in Dreierreihe. Nun, dachte ich mir, das dauert bestimmt eine Stunde. Ich kaufte mir schnell eine Zeitung, damit ich mir die Zeit vertreiben konnte. Besser wäre es jedoch gewesen, die 2 Pence zu sparen: ich habe genau 8 Minuten gestanden. Wenn die Straßenbahn voll ist, dann ist sie eben



New York Road, Leeds

voll, d. h. man steht nicht etwa wie ein Hering in der Tonne, sondern ganz bequem. Wenn eben nur 10 Stehplätze erlaubt sind, stehen eben nur 10 Leute. Der Schaffner sagt: „Sorry!“ und schon tritt man zurück. Kein Schimpfen, ob daß man zu spät käme, daß doch noch Platz da wäre. Nichts. (Nebenbei gesagt, die hintere und vordere Plattform sind leer, damit das Ein- und Aussteigen erleichtert wird.) Leider habe ich das bei uns noch nicht gesehen. Man sagt nicht umsonst, daß zwei Engländer, wenn sie auf das gleiche warten, eine Schlange bilden. Es ist in der Tat so. Für alles steht man hier Schlange und nach dem Prinzip: Wer zuerst kommt, mahlt eben zuerst, und nicht, wer es am besten kann, nämlich drängen.

Der Sport ist neben dem Wetter der bedeutendste Faktor für den Engländer in seinem Leben. Aber die meisten treiben den Sport wirklich nur des Sportes willen, und der Amateur ist wirklich ein Amateur. Ich hatte nun inzwischen schon oft die Gelegenheit, mir Fußball- und Rugbyspiele anzusehen. Auch hier wird mit allen Raffinessen gefoult und gespielt. Wenn das bei uns vorkommt, nun, da ist jeder Kommentar überflüssig, das kennt jeder Anhänger des



Sportfelder im Roundhay-Park

Fußballs, dann geht doch bei uns die Hölle los und der Schiedsrichter zückt sein Notizbuch und macht sein Testament. Um unseren Trautmann zu sehen, bin ich mit einem Freund nach Manchester gefahren. Wir sahen dort das Lokalderby City gegen United. Das Spiel war voller Unsportlichkeiten. Von den Zuschauerrängen aber erscholl nur ab und zu ein kurzes Buh. Das war alles. Dafür klatschten aber die United-anhänger, erkenntlich an den rot-weißen Schals, spontan Beifall, wenn unser Trautmann im City-Tor wieder ein Mordsding gehalten hatte. Ja, man kennt eben die Leistung des Gegners an. Man könnte nun meinen, die Engländer seien nicht fanatisch. Die Leedser spielen zum Beispiel in der zweiten Division. Zu jedem Spiel kommen an die 25 000 bis 30 000 Zuschauer. Und wenn ihre Fußballgötter das gegnerische Tor bestürmen, dann ist vielleicht die Hölle los. Als sie mit ihren Stimmen, Kuhglocken und Ratschen anfangen, dachte ich, ich sei in einer Verrücktenanstalt gelandet.

Nun, der Engländer, den ich fast als den besterzogensten und sich am besten benehmenden Menschen geschildert habe, hat auch seine eigentümlichen Seiten. So grenzt seine Nüchternheit manchmal schon an Sturheit, und die Produkte seines übertriebenen konservativen Denkens und Handelns würden sicherlich bei uns schon zu den „Aultrüschen“ wandern. Was hier manchmal in den Schaufenstern an Sachen gezeigt wird, ist für einen gesunden Mitteleuropäer eher zum Weglaufen geeignet, als daß er davon angezogen würde. Was aber auf den Straßen alles herümfährt, das ist nun doch haarsträubend. Auf einem sonntäglichen Ausflug mit dem Wagen traf ich so ein Vehikel an. Man hatte gerade sein Picknick im Freien gehabt. Während sich nun die Damen ihre Röcke glattstrichen und die Brotkrümeln einzeln absuchten, kramte einer der beiden Männer die Kurbel aus der hintersten Ecke und fing „jib ihm Säures“ an zu orgeln. Ab und zu bockte der alte Esel auf Speichenräder mal zum Zeichen, daß noch Leben in ihm sei. Nach zig Kurbeleien, Verstellungen, In-den-Wagen-Springen fing der Motor dann an zu husten und lief endlich. Der Orgler strahlte, wischte sich den Schweiß von der Stirn, die Damen stiegen mit der alltäglichsten Miene ein und der alte Ford brüllte auf wie ein Maserati und ratterte von dannen, nicht ohne seinen Verfolgern den Weg durch einen Kondensstreifen zu zeigen. Diese als Übertreibung scheinende



Waterloo Lake, Roundhay Park, Leeds

Schilderung ist leider keine Ausnahme, man findet sie zu oft. Wie stolz unterhält sich der Besitzer einer solchen Wackelente über seine PS, dann fängt er an zu kurbeln und nimmt den anderen mit. Das Schönste an den Schlitten ist, daß sie wirklich fahren.

Der „englische Sonntag“, der ja bekanntlich aus Samstag und Sonntag besteht, ist sehr dazu angetan, in die nähere oder weitere Umgebung zu fahren, um dort Land und Leute kennen zu lernen.

England ist eine Insel! Das weiß zwar jeder, aber man lernt es doch erst, wenn man eine ganze Zeit auf dieser Insel lebt. Da ist zunächst das Klima. Das Wetter ist einer der Hauptfaktoren des englischen Lebens, wenn nicht der Hauptfaktor selbst. Deshalb beginnt jedes Gespräch erst einmal mit der Wetterlage. So sind die Nachrichten weniger interessant, als die Wettervorhersage. Ebenso wie das Wetter, wechselt aber auch die englische Landschaft, von üppigen Wiesen, Feldern und Wäldern zu kahlen, wüstenähnlichen Landstrichen, von weiten Ebenen zu plötzlich ansteigenden Bergen.

Das Rückgrat, die „Wirbelsäule“, der britischen Insel bildet das Pennine-Gebirge, das sich im westlichen Teil vom Süden bis zum Norden hinzieht, wo es in das schottische Hochland übergeht.

Auf einem Ausflug lernte ich eines Samstagnachmittags zum ersten Mal dieses Gebirge kennen. Wir wollten nach Manchester und mußten durch dieses Gebirge hindurch. So verließen wir Leeds westwärts, durchfuhren die Industriestädte Halifax und Bradford und anschließend eine schöne Landschaft, die etwa unserem Bergischen Land ähnlich sieht. Wir kamen durch kleine saubere Dörfer mit weiß gestrichenen Häusern, durch sattgrüne

Weiden, auf denen die Kühe weideten, sowie durch dunkle Laubwälder. Mit steigender Höhe verlor sich aber der Reiz der Landschaft mehr und mehr. In den Pennines dann erinnerte auch nichts mehr an die üppige Landschaft hinter uns. Wir standen in einer Wüste von Stein und dürrer Gras. Weit und breit weder Haus noch Baum. Die einzigen Lebewesen waren schmutzig graue Schafe, die im kargen Gras ihr Futter suchten. Kein Mensch, der sie weidet, war zu sehen. Dafür sind die Berge mit Steinmauern in große Karrées eingeteilt. Diese Mauern sind jedoch zum Teil verfallen und es ist nicht selten, daß ein Schaf mitten auf der Straße steht. Man hat dann seine liebe Last, um sie herum zu kommen. Sie bleiben stur stehen und gucken einen nur melancholisch blöd an. Die Straße windet sich in leichten Serpentin die Hügel hinauf, die wie große Sanddünen der Sahara aussehen. Auf der Höhe des Passes angelangt, hatten wir einen herrlichen Ausblick auf das unter uns liegende Industriegebiet von Manchester. Die Stadt selbst lag im dichten Nebel ihrer Industrien, vornehmlich Eisen- und Stahlwerke. Bei der Abfahrt gelangten wir bald zu den ersten Behausungen. Es waren die Häuser der Schäfer oder Bauern, die auf dem kahlen Boden ihren Erwerb suchen. Die Katen hingen wie angeklebt an den Abhängen und waren aus grau-weißem Kalkstein gebaut. Die meisten waren verlassen und verfallen. Die nahe Industrie zieht auch hier mächtig den Landmann in die Stadt. Auf dem Rückwege machten wir auf einem der Berge kurze Rast. Nach einer Untersuchung des Bodens wurde mir nun klar, warum hier nichts wachsen kann: er besteht aus einer dünnen Schicht festen Lehms, darunter kahler Kalkfelsen. Das



Ullswater, Lake District

Gras ist von graugrüner Farbe. Die Bäume sind gänzlich verschwunden.

Ein anderes Bild der Pennines lernte ich jedoch auf unserer Fahrt zum englischen Seengebiet kennen. In diesem Gebiet, das wohl zu dem schönsten Englands zählt, sind die Berge nicht ganz so kahl. Leider war an diesem Tag kein schönes Wetter und der Nebel in den Bergen verwischte die wunderbaren Herbstfarben in ein eintöniges Grau.

Wir erreichten den Lake District (= Seengebiet) bei Windermere, das an dem gleichnamigen See liegt. Dieser ist der größte und zugleich längste See mit einer Länge von etwa 18 km. Von dort fuhren wir in nördlicher Richtung in die hohen Berge hinein, vorbei am Royal Water und dem Grasmere. Dort wo die Berge die 1000 m Grenze erreichen, liegt in einem langgestreckten Tal wohl der schönste See, der Thielmere. Er liegt völlig abgeschlossen dort und dient als Trinkwassersperre. Er besitzt zwei kleine, dicht bewaldete Inseln. Es sieht so aus, als schwämmen die Bäume auf dem Wasser. Durch seine Unberührtheit gleicht er einem Märchensee und von ihm steigt eine wohltuende Ruhe hinauf zu der Autostraße, auf der lange Autoschlängen an ihm vorbeifahren.

In einem großen Bogen durch eine abwechslungsreiche Berggegend gelangen wir schließlich zum Ullswater. Der See und seine Umgebung gleichen an der Stelle, von der ich sie kennen lernte dem Titisee im Schwarzwald. Ringsherum hohe Berge mit dichten Tannenwäldern, aus denen langsam der Nebel heraustrat. Das Wasser dieser Seen stammt aus Gebirgsquellen und ist deshalb kristallklar. Wir umfuhren den südlichen Teil dieses Sees und ge-



Kingstone Paß, Lake District

langten bei Patterdale, einem kleinen hübschen Kurort wieder in das Gebirge und mußten nun auf 5 km Länge etwa 400 m steigen, um den Kirkstone Paß zu erklettern. Ringsherum wieder öde Berge mit weidenden Schafen. Dazwischen rauschte ein wunderschöner Wasserfall in die Tiefe. Auf der Paßspitze machten wir kurze Rast. Wir hatten von dort einen herrlichen Ausblick auf das tief unter uns liegende Ullswater und zugleich auf der anderen Seite wieder das Windermere. Leider verwischte der Nebel immer wieder dieses Bild. Zudem vertrieb uns auch bald die naßkalte Witterung von diesem einsamen, doch schönen Platz.

Kurz vor Windermere gerieten wir in eine Herde von Kühen, die nach Hause getrieben wurden. Mein Gastgeber hatte seine liebe Not, daran vorbeizukommen. Schon dachten wir, es wäre geschafft, dann trottete wieder so ein Rindvieh vor unseren Wagen. Einmal mußte er scharf bremsen, um zu verhindern, daß sein Wagen grün lackiert wurde. Schließlich gaben wir alle Versuche auf und fuhren eine Viertelstunde lang in „Kuhgeschwindigkeit“ hinter den Kühen her. Der Farmer machte auch keine Anstalten, uns irgendwie Platz zu verschaffen, vielmehr freute er sich anscheinend auf Begleitung und fing durch das Fenster ein Gespräch mit mir an, was ich aber sogleich an Mr. Creswick weiterleitete, da es ein mir unverständlicher Dialekt war.

Auf der Rückfahrt gerieten wir in ein Gewitter. Es regnete in Strömen. In einer großen Pfütze wurde unser neuer Ford Consul zum alten Rennwagen. Das kam so. Die englischen Straßen sind die besten, die ich jemals gesehen habe. Sie haben nur einen Fehler: sie sind nicht eben, son-

dern folgen jedem kleinen Maulwurfs-
hügel; und deren gibt es viele. Man hat dann im Wagen das Gefühl, in einer Berg- und Talbahn zu sitzen. In einem solchen Tal nun hatte sich ein großer Teich gebildet. Durch diese kalte Dusche war der heiße Auspufftopf geplatzt, und das gab einen solchen Krach, wie wir es von den Rennwagen kennen. Damit sind wir etwa 80 km gefahren. Bis heute, 5 Wochen später, ist noch kein Protokoll eingelaufen.

Scarborough ist ein Begriff für den Engländer in Mittelengland, besonders in Yorkshire. Es ist ein Seebad an der Ostküste, etwa 60 km nördlich von Hull und 2½ Stunden Fahrt von Leeds. Eines Sonntags beschlossen wir, diesen Ort zu besuchen. In York machten wir nur eine Rundfahrt und behielten uns vor, dieser alten Stadt an einem anderen Tag einen Besuch abzustatten. Dann durchfuhren wir die Yorker Ebene. Wenige Kilometer vor Scarborough wurde die Landschaft hügeliger, so daß wir einen herrlichen Ausblick auf die Stadt und die Nordsee hatten. Sie liegt in einer kleinen Bucht und hat dadurch einen geschützten Badestrand. Scarborough war in frühen Zeiten ein wichtiger Seehafen. Auf einem vorspringenden Felsen befinden sich noch heute die Ruinen einer alten Burg, die allein dazu diente, den Hafen vor Seeräubern zu schützen. Heute jedoch hat es als Hafen seine Bedeutung an Newcastle und Hull verloren und hat nur noch einen kleinen Fischereihafen. Es ist nun ausschließlich Seebad, und davon zeugen die vielen Hotels entlang dem Badestrand. Das größte davon ist der „Prince of Wales“, ein mächtiger viereckiger Gebäudeblock mit einem guten Blick auf die See. Entlang dem Badestrand, der nach der Saison nahezu wie ausgestorben dalag, war eine Anzahl von Vergnügungshäusern. In ihnen konnte man losen, spielen, schießen, essen usw. Das war mehr etwas für die Kinder und verunschönte dieses an sich schöne Panorama. Aber es zeigt auch wieder die Leidenschaft des Engländers zum Spielen. Wir ließen unseren Wagen auf einem überfüllten Parkplatz stehen, wanderten entlang dem Strand, gingen mit den Kindern in einen Spielladen und vergaßen natürlich nicht, Fish and Chips zu essen. Das ist Fisch mit langgeschnittenen gebratenen Kartoffeln (sh. Öcher Trittschen). Schließlich schauten wir noch einen Augenblick den Anglern und Fischern zu und



Scarborough

fuhren dann in südlicher Richtung nach Bridlington. Die Fahrt ging entlang einer steilen Küste, und wir hatten immer einmal zwischendurch einen wunderschönen Ausblick auf die Nordsee.

Bridlington ist ebenfalls ein kleines Seebad. Wir hielten uns dort nicht lange auf, sondern fuhren, da es nun allmählich dunkel wurde, in westlicher Richtung nach Hause. Etwa 15 km vor York standen wir auf einem 250 m hohen Berg, der steil aus der Yorkshire-Ebene herausragt, und hatten einen herrlichen Ausblick auf diese, welche in der Abenddämmerung vor uns lag. In der Ferne lag York mit seinen Lichtern.

Nach York selbst fuhren wir einige Sonntage später. Es ist eine sehr alte Stadt und vor allem bekannt durch sein wundervolles Münster. Man betritt die Stadt durch ein altes Stadttor mit den bunten Wappen von England, York und Yorkshire. Dieses Tor ist ein Teil der Stadtmauer, die auch heute noch fast vollständig die alte Stadt umgibt. Mittelpunkt der Stadt ist das schon erwähnte Münster. Seine Gründung geht zurück auf das Jahr 1220. Es ist im gotischen Stil gebaut. Seine Westtürme sind 60 m hoch. Das Münster selbst ist 160 m lang und 75 m breit. Man betritt es durch eine niedrige Türe, die zum Bücken auffordert, wahrscheinlich eine Aufforderung, sein Haupt vor Gott zu beugen. Die Innenausstattung ist so reichhaltig, daß ich mich nur darauf beschränken möchte, die wunderbaren bunten Fenster zu erwähnen, sowie den Chor-Schrein, welcher aus reichhaltigen Schnitzereien besteht. Durch das grüne Licht der Fenster ist dieser Teil des Münsters wohl der schönste und heimlichste zugleich.

Durch alte, enge Straßen, in denen man sich aus den oberen Fenstern der Häuser die Hand reichen kann, mit vorgebauten Giebeln also, gingen wir zum Burgmuseum. Ich erhielt hier einen guten Einblick in das englische Leben der Vorzeit. Im Lichthof des Museums ist der älteste Yorker Stadtteil urgetreu nachgebildet. Man geht durch holperige Straßen, schaut sich die Auslagen der Fenster aus der Victorianschen Zeit an, wirft einen Blick in die scheinbar eben angekommene Postkutsche und fühlt sich um ein oder zwei Jahrhunderte zurückversetzt. Nach einem kurzen Spaziergang durch die engen Gassen zwang uns der plötzlich einsetzende Re-



Nordsee, Scarborough

gen, den Besuch abubrechen. Voller Eindrücke kehrten wir wieder nach Leeds zurück.

Nun, wer also einmal nicht weiß, wo er seinen Urlaub verbringen will, der fahre getrost nach England. Er wird nicht enttäuscht sein (wenn das Wetter schön ist). Wer etwas mehr Geld gespart hat, der fahre einmal nach Schottland. Dort ist es noch schöner. Über meine Reise nach dort, besonders nach der wunderbaren Stadt Edinburgh, möchte ich das nächste Mal berichten. Das kann ich allerdings wieder zu Hause, denn leider ist in 3 Wochen mein Aufenthalt beendet.

Bis zum Wiedersehen in der BSI grüßt herzlichst

Wolfgang Hätner

Betriebliches Vorschlagswesen

Auf der letzten Sitzung des Kuratoriums für das betriebliche Vorschlagswesen sind an folgende Arbeitskameraden Prämien vergeben worden:

Hermann Engels, Schweißerei Stachelhausen	100 DM
K. G. Lewandowski, Richterei Papenberg	20 DM
Franz Losleben, Modellschlosserei Stachelhausen	30 DM
K. G. Kiel, Richterei Papenberg	10 DM
Edmund Benninghoff, Gewindestschneiderei Papenberg	20 DM
Harry Vialon, Versuchsanstalt	75 DM
Heinz Stadtfeld, Labor Stachelhausen	60 DM

Das Bild auf den Seiten 28 und 29 zeigt die Vorderansicht der neuen Sandaufbereitungsanlage im Werk Stachelhausen.

Herbstwanderung

Die Nacht war kühl und klar. Gegen Morgen zogen die Nebelfrauen durch das Tal und tanzten mit wehenden Schleiern ihren gespenstischen Reigen. Die Sperlinge lärmten in den Efeuranken, die das alte Haus umspannen, und die Krähen zogen in dichten Schwärmen krächzend über den Wipfeln der Bäume dahin.

Ein Hund bellte in der Ferne. Am östlichen Horizont färbten sich die Wolken purpurfarben und liefen an den Rändern golden aus. Siegreich erhob sich die Sonne aus ihrem Wolkenbett, ergoß ihre Strahlen in verschwenderischer Fülle über Berge und Täler, Felder und Wälder und tauchte die Erde in eine Flut von Licht.

Die tanzenden Nebelfrauen unterbrachen ihr Spiel und flohen vor dieser Lichtfülle. Ihre milchigen Schleier schwebten in Fetzen dahin und lösten sich endlich auf. Wie hellblaue Seide spannte sich der Himmel über die herbstbunte Flur.

Überall erwachte das Leben. Die Luft blitzte von silbernem Geflügel, das in die Morgensonne hinausschwirrte. Es rief und lockte in den Gründen und die Vögel fanden den Tisch in Feld und Wald reichlich gedeckt. Pfauenauge und Admiral gaukelten sonnenselig über den Wiesen dahin und ließen sich in den Blütenkelchen der Herbstblumen nieder, die in den Gärten in bunter Vielfalt blühten.

Die Wiesen leuchteten in grünem Gewande. Buntschillernde Käfer krabbelten durch das Gras, auf dessen schlanken Halmen der Tau wie kostbare Diamanten glitzerte.

Der Wald hatte sein buntestes Gewand angelegt. Das dunkle Grün der Tannen wechselte mit dem rotbraunen und orange-farbenen Laube der Eichen und Buchen, der Pappeln und Birken. In tausend Farbtönen und Schattierungen prangten die Blätter der Bäume. Ein wahrer Rausch von Farbe und Schönheit der Formen, eine Sinfonie von Duft und gesegneter Fülle.

Wenn der Wind spielerisch durch die Wipfel der Bäume fuhr, warf er einen wahren Sprühregen von rotleuchtenden Blättern über den Weg und bedeckte ihn mit einem dichten Flammenteppich.

Unter dem welkenden Farnkraut steckte

ein Wiesel seine kleine Nase neugierig aus seinem Loche heraus und schnupperte in den Wind. Wupps, — war es verschwunden, und wupps — kam es wieder an anderer Stelle zum Vorschein. Ein Eichkätzchen huschte suchend am Stamme einer Buche im Laube herum, nahm hier eine Buckecker auf, enthülste sie, knabberte genießerisch den süßen Kern, faßte da ein Räupchen,



nagte dort an einer Samenkapsel. Mit miß-tönendem Geschrei warnte ein Häher und flatterte davon. Sein schwarzbuntes Gefieder verschwand im Geäst einer alten Eiche. Baumpieper und Blaumeisen antworteten, und mit gellendem Keckern fuhr das Eichkätzchen den Stamm der Buche hinauf. Über den Wipfeln der Bäume kreiste ruhig ein Bussard.

Von Ehringhausen her hallte ein Schuß und verrollte in der Ferne. Ein paar Krähen ruderten hastig dem Walde zu. Die bewaldeten Höhen zwischen Honsberg und Reinshagen gaben den Blick auf die Stadt frei, die sich in der Morgensonne reckte und streckte. Eine Vielzahl schöner, moderner Wohnhäuser und Zweckbauten vermischte sich mit den alten Gebäuden der Stadt auf dem Berge in harmonischer Weise und vermittelte das kraftvolle, geschlossene Bild eines wohlgeordneten Gemeinwesens.

Ein Reckhammer dröhnte durch die Täler. Beim Stahlwerk Ibach rasselte ein Kran. Fauchend fuhr die Eisenbahn vorüber. Rastlos pulste der Strom der Arbeit durch das farbschöne, reizvolle bergische Land und

erfüllte es mit seinen jagenden, tätigen Rhythmen.

Mahnend ragte das Kreuz des Ehrenfriedhofes empor und breitete seine Arme schützend über die Ruhestätten der Opfer des Luftkrieges und der Front. Eine tiefe Stille lag über der geweihten Erde. Nur die Vögel des Waldes sangen das Lied des Lebens an der Stätte des Todes.

Wie ein Stein schoß ein Habicht vom Himmel herunter und trug ein kleines, graues, zappelndes Etwas in seinen Fängen davon.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel. Die Luft war weich und mild und die Erde duftete würzig und schwer. Über die Felder zogen hier und da blaue Rauchschwaden dahin. Überall waren die Laubhaufen zusammengekehrt und angesteckt. Auch das gehört zum Herbst. Seidenfäden flogen langsam durch die Luft und hängten sich an die Zweige der Sträucher, die den Weg umsäumten.

Zwei Männer kamen den stillen Waldweg entlang. Sie redeten mit lauten Stimmen und gestikulierten mit heftigen Gebärden. „Schalke 04 wird's wieder schaffen, der ist wieder Favorit!“ —

„Quatsch, Mensch, gegen Rotweiß-Essen kommen die nicht auf!“

Die Stimmen verloren sich im Schweigen des Waldes. Die Männer bemerkten nicht das satte Farbenspiel des herbstlichen Waldes, hörten nicht das werbende Locken der Schwarzdrossel und vernahmen nicht das emsige Klopfen des Spechtes, der sich in einem alten Ahorn eine Wohnung zimmerte. Ihre Gedanken waren beim kommenden Fußballspiel und ihre Augen sahen nur die kleinen Quadrate des Totozettels, von dem ihr Glück und ihr Weh abhing. Umsonst verschwendete der Wald seine sprühenden Farben und die Sonne lachte vergebens vom blauen Himmel hernieder. Sie aber hörten nichts und sahen nichts. — Arme, vom Rausch des Geldes geblendete Toren, die an dem Reichtum und der Fülle des Lebens achtlos vorübergehen!

Endlich lichtete sich der Wald und gab den Blick frei über Täler und Höhen. Wie ein zartes Filigranwerk überspannte die Müngstener Brücke das Tal und verschmolz mit der Landschaft zu einer Einheit. Spielerisch wölbten sich die Bogen von einem Hang zum anderen und trugen auf ihrem Rücken das stählerne Band der Schienen, über die jetzt ein Zug donnerte. Ein



Meisterwerk der Technik in einer gottbegnadeten Umgebung. Die Ferne verschwamm in dunstiger Bläue. Über dem Tale rüttelte ein Falke.

Die Blätter fallen von den Bäumen. Sie sind welk und verdorrt. Das Laub raschelt unter den Füßen, und der Wind, dieser lose Geselle, treibt sein Spiel mit ihm. Und doch verschwendet es noch im Sterben eine Fülle von Farbe und Glut, als grüßte es noch im Tode die Sonne und das Leben. Bald werden die Äste und Zweige der Bäume kahl sein. Frost und Reif werden sie mit glitzernden Eiskristallen überziehen. Und doch werden im Frühling die Knospen springen und die Blätter sich neu entfalten. Dieses Sterben in der Natur schließt ja die Auferstehung in sich ein. Es ist ein ewiges Werden und Vergehen. So ist der Tod niemals das Ende, sondern der Anfang zu einem neuen Leben.

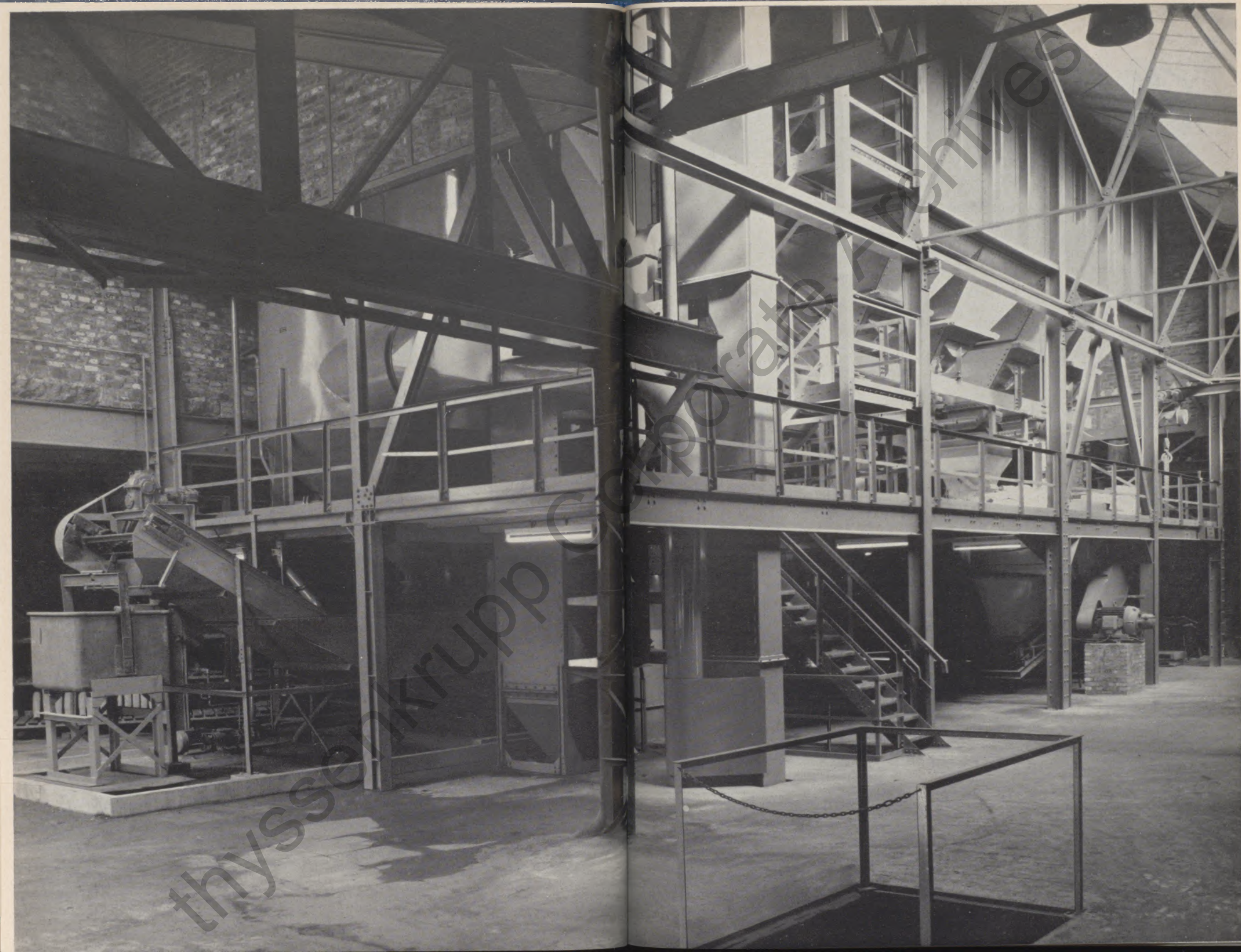
Darum müssen die Blätter fallen. Es ist gut so, denn es wird einen neuen Frühling und einen neuen Tag geben.

Und wiederum warf der Wind eine Handvoll Blätter über den Weg.

Werner H. Gapert, Büro Stachelhausen

Wer

seine Heimat nicht kennt,
hat keinen Maßstab
für andere Länder



Offen gesagt

Die Ordnung an den Arbeitsplätzen ist ein heikles Thema. Wie diese manchmal verlassen werden, spottet jeder Beschreibung. Butterbrotpapiere, nichtgegessenes Brot, Zigarettenschachteln und anderes mehr liegen friedlich nebeneinander. Man kann darüber schreiben, reden und schimpfen, es ist alles umsonst. Als redete man zu Steinen, so sinnlos ist alles.

In der Geschwindeschneiderei hat man noch andere Methoden, die Abfälle verschwinden zu lassen. Hier werden die Reste und unsauberen Überbleibsel in die Behälter für Schrott geworfen.

Da kam es kürzlich vor, daß ein Kollege neben erwähnten Dingen seine vom Schnupfen nassen Tempotaschentücher in die bereitstehenden Schrottbehälter geworfen hatte. Der Kollege, der den Schrott zu sammeln hat, mußte nun diese „feuchten Sachen“ herausnehmen. Wie es ihm dabei zumute war, kann sich jeder Mensch, der auf Sauberkeit bedacht ist, wohl denken. Abgesehen davon, daß es eine Schweinerei sondersgleichen ist, ist es vor allem auch sehr unhygienisch. Die Gesundheit ist in Gefahr, wenn beim Sortieren des Schrottes derartige Dinge auftauchen. Man atmet die Bakterien ein, die von den nassen Taschentüchern kommen, und es ist nicht zu verwundern, wenn eines Tages dieser Kollege wegen Grippe zu Hause bleiben muß. Wer bezahlt ihm den Arbeitsausfall? Natürlich keiner! Das macht ja die Krankenkasse! Dafür ist sie schließlich auch da! Das ist aber keine Antwort, liebe Kollegen. Wenn jeder ein bißchen mehr denken würde, dann wäre vieles nicht, was immer beanstandet werden muß. Mancher Ärger könnte vermieden werden und manches böse Wort bliebe unausgesprochen. Für derartige Abfälle stehen immer besondere Tonnen bereit, die je nach Bedarf geleert werden. Denkt bitte das nächste Mal daran, wenn Ihr Überbleibsel habt!

H. Z., Papenberg

Was noch interessiert

Wohnungstauschwünsche

Folgende Wohnungstauschwünsche sind bei unserer Wohnungsverwaltung eingegangen, bei der Näheres zu erfahren ist:

Geboten werden 2 schöne große Zimmer, Blumentalstraße, Miete 34,— DM, gesucht werden 3 bis 4 Zimmer im Stadtbezirk.

Geboten werden 2 Zimmer mit Abstellraum, Miete 29,— DM,

gesucht werden 2½ bis 3 Zimmer im Stadtbezirk.

Lehrlingsurlaub

Nach dem Jugendschutzgesetz und Lehrlingsabkommen erhalten Jugendliche bis zum vollendeten 18. Lebensjahr 18 Werktag Urlaub. Nach Vollendung des 18. Lebensjahres tritt für die Urlaubsberechnung der jeweilige Rahmentarif in Kraft, d. h., die Jugendlichen erhalten nur noch zwölf Werktag Urlaub.

In einer am 27. Oktober 1954 stattgefundenen Besprechung zwischen Geschäftsleitung und Betriebsrat wurde vereinbart, daß alle Lehrlinge, die unter Lehrvertrag stehen, bis zur Beendigung der Lehre in jedem Kalenderjahr 18 Arbeitstage Urlaub erhalten. Damit ist bei uns für die Lehrlinge das oben angezogene Jugendschutzgesetz und Lehrlingsabkommen in der Urlaubsfrage erweitert worden.

Ausgenommen von dieser Regelung sind die Lehrlinge unseres Lehrlingsheimes, die bereits wegen der Fahrten zu ihren Eltern bis zu 25 Arbeitstagen Urlaub hatten und haben.

Diese Neuregelung gilt rückwirkend ab 1. Januar 1954.

*

In dem von der Beratungsstelle für Stahlverwendung Düsseldorf in Verbindung mit dem Deutschen Stahlbau-Verband Köln ausgeschrieben und mit 15 000 DM ausgestatteten Wettbewerb „Stahlbau-Ausbau von Kellern“ ist dem Leiter unseres Baubetriebes Dr. Ing. Karl Schlieper, für seinen Entwurf ein Preis zuerkannt worden.

Jubilarfeiern



... in der Halle Süd

von links nach rechts: Ewald Buchholz, Artur Thelemann, der Jubilar Josef Schmidpeter (25 Jahre Mitarbeit), Josef Einmal, Hermann Ziegler

... in der Versuchsanstalt

untere Reihe von links nach rechts: Otto Schmalbein, der Jubilar Emil Hoff (40 Jahre Mitarbeit), Ingeburg Müller, Sudhansuranjan Pramanik; obere Reihe von links nach rechts: Johann Dubalski, August Schwalbe, Adim Kleiner, Heinrich Wenzel, Heinz Krämer, Erich Scharwächter, Horst Hoffmann, Harry Vialon, Hans-Gerd Kirsch, Helga Scharwächter, Rolf Tesche, Klaus Hildebrandt, Ursel Krüll, Bruno Vissers, Bruno Schattschneider, Konrad Wenzel, Günther Ksiensyk, Fritz Quanz, Alex Melders



Sie fragen - wir antworten

U. K., Stachelhausen: In den letzten Jahren war es üblich, daß die Angestellten eine höhere Weihnachtsgabe vom Werk erhielten als die Arbeiter. Wie verhält oder verträgt sich das mit den schönen Worten, die in den Versammlungen gesprochen und in der Zeitung geschrieben werden, daß durch die gute Leistung beider Gruppen das Wohl und Wehe des Werkes entschieden wird? Sollte man nicht wenigstens zum Weihnachtsfest die Unterschiede beseitigen und beiden Gruppen das gleiche Weihnachtsgeld geben? Die bisherige Staffelung in ledig, verheiratet, 0, 3, 5 und 10 Kinder, 10, 25, 40 Jahre Werksangehöriger soll dabei wie bisher bestehen bleiben. Hat der Betriebsrat schon etwas unternommen, um wenigstens diese Gleichheit zu erreichen? Eine Anerkennung des Werkes in Form des Weihnachtsgeldes haben Angestellte und Arbeiter ohne Unterschied verdient. Auch sollte man Unterschiede nicht dort fördern, wo man sie zu gleicher Zeit beseitigen will.

Antwort: Diese Regelung ist vor mehreren Jahren mit dem Betriebsrat in Anpassung an die vor und während des Krieges übliche Handhabung vereinbart worden. Eine Änderung dürfte gegenwärtig kaum durchführbar sein, ohne daß mit erheblichen Einsprüchen der Betroffenen gerechnet werden müßte.

Die Geschäftsleitung

E. M., Stachelhausen: 1. Warum bestehen Unterschiede in der Versicherungsleistung gegenüber Arbeitern und Angestellten? Sind die Beiträge zur Versicherung bei den Angestellten höher oder sind diese nicht ebenfalls wie beim Arbeiter nach dem Einkommen gestaffelt?

Antwort: Der Unterschied in den Versicherungsleistungen besteht nur in bezug auf Barleistungen, also Kranken-, Haus- und Taschengeld. Da Doppelleistungen, also neben Gehalt noch Kranken-, Haus- oder Taschengeldzahlung gesetzlich nicht zulässig sind, den Angestellten aber nach dem Handelsgesetzbuch das Gehalt für die Dauer von 6 Wochen weitergezahlt werden muß, beginnt die Pflicht für die Zahlung von Barleistungen für Angestellte erst mit dem 43. Tag der Arbeitsunfähigkeit. Da die Barleistungen im Etat der Krankenkassen einen erheblichen Prozentsatz ausmachen und innerhalb der 6 Wochen Ar-

beitsunfähigkeit die Mehrzahl aller Arbeitsunfähigkeitsfälle abgeschlossen sind, so daß also für sehr wenige Angestellte Krankengeld zu zahlen ist, hat der Gesetzgeber für diese Versicherten den Beitragsatz ermäßigt. In der Regel werden 10% weniger erhoben. Bei unserer Kasse beträgt der Normalbeitragssatz 6% und für die Angestellten 5,4%, anteilig also 3 und 2,7%. Die Berechnung der Barleistungen erfolgt für Arbeiter und Angestellte nach der gleichen Berechnungsweise; also Grundlohn = Monatsverdienst : 30 ins Verhältnis gesetzt zu den in der Satzung bestimmten prozentualen Leistungen.

Betriebskrankenkasse

2. Warum werden bei einer Geburt zur Erledigung der amtlichen Wege dem Angestellten zwei freie Arbeitstage, dem Arbeiter aber nur ein freier Arbeitstag gewährt? Sollte diese Vereinbarung durch die Vertretung der Angestellten erkämpft und erreicht worden sein, warum haben sich die Arbeitervertreter — Gewerkschaften und Betriebsräte — noch nicht bemüht, das gleiche für den Arbeiter zu erreichen?

Antwort: Bekanntlich wird zwischen den Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Organisationen für die Arbeiter und Angestellten je ein Rahmen- und Lohn- oder Gehaltstarif ausgehandelt. Im Lohntarif werden die Mindestlöhne und im Gehaltstarif die Mindestgehälter festgelegt. Der Rahmentarif regelt unter vielem anderen auch die Bezahlung bei Arbeitsausfall und Arbeitsverhinderung.

Im Rahmentarif für Arbeiter vom 12. Januar 1952 liegt fest, daß bei Niederkunft der Ehefrau für einen Tag der Verdienstausschlag bezahlt werden muß.

Nach dem Rahmentarif für Angestellte vom 2. April 1952 erhalten die Angestellten im gleichen Falle zwei Tage Ausschlag bezahlt.

Bei dieser Frage handelt es sich also um tarifliche Festlegungen, die für uns alle bindend sind.

Sozialamt

Aufnahmen für Paßbilder für die Werksausweise werden jeden Mittwoch zwischen 14 und 16 Uhr in unserem Fotolabor gemacht.

Der Tag des Buches

Der 27. November ist in diesem Jahre „der Tag des Buches“, der Tag, an dem sich jeder des Wertes des Buches bewußt werden soll, der Tag, an dem jeder erkennen soll, eine wie wunderbare Quelle des Wissens, der Bildung und des Berufserfolges das Buch ist. Was immer wir wissen und tun mögen, es ist alles in Büchern aufgezeichnet. Das Buch gibt uns Aufschluß über das, was war und ist, über alle Zeitströmungen und Anschauungen, über alle Errungenschaften der Wissenschaft, Technik und Kultur, über alle Auffassungen, über Welt, Gott und Menschen, über alle Probleme und deren Lösungen, mit denen sich die Menschen beschäftigt haben und beschäftigen, sei es seelischer oder materieller Natur, über die einfachsten und kompliziertesten Gedanken, die gedacht wurden und werden. Das Buch allein ist in der Lage, uns alle Fragen zu beantworten, die das Leben an uns und wir an das Leben stellen, und wenn es heißt, es ist alles schon mal gedacht worden, es braucht nur wiedergedacht und unserer Zeit angepaßt zu werden, so müssen wir unendlich dankbar sein allen denen, die ihr Lebenswerk darin gesehen haben und sehen, alles, was geschieht, getan und gedacht wird, im Buche festzuhalten, und uns dadurch die Möglichkeit geben, mit diesem bekannt zu werden und es ebenfalls zu wissen.

Wenn die Älteren von uns an ihre Kinder- und Jugendzeit zurückdenken, in denen sie die Bücher dutzendweise verschlungen haben und alles in sich aufnahmen, was durch Bücher erreichbar war und in ihrem späteren Leben sich tausendfach bezahlt gemacht hat, dann muß es uns heute mit Sorge erfüllen, daß wir in einen Zustand der Wissensunjust geraten sind. Wie wenig wird im allgemeinen heute gegenüber früher gelesen, als in den Familien ob des Handwerkers, Kaufmanns oder Arbeiters abends oder an Sonn- und Feiertagen jeder zu einem guten Buch griff, und die Kinder ihre Eltern noch fragen konnten, wenn sie etwas nicht verstanden hatten, und auch die richtige Auskunft erhielten. Wie öde sind demgegenüber die Abende in den meisten heutigen Familien. Die Unrast der Zeit, Film, Rundfunk und Fernsehen, so begrüßenswert sie sind und so sehr sie vom Genie des menschlichen



Carl Spitzweg

Der Bücherwurm

Geistes zeugen, haben uns vom Buche hinweggeführt zu einer Unterhaltung, zu einem Suchen an Quellen, aus denen wir kaum Wissen und Bildung schöpfen können. Auf allen Gebieten unseres Lebens macht sich dieser Mangel des Interesses am Buch, diese — man kann fast sagen — Mißachtung des Buches bemerkbar, wir brauchen nur um uns zu schauen, die Prüfungsergebnisse der Schüler und Schülerinnen zu studieren und zu beobachten, worüber sich die Menschen unterhalten und was sie sagen.

Wissen ist Macht, und diese Macht erlangt man durch das Buch.

Darum dieser Tag, der vom deutschen Buchhandel am 27. November durchgeführt

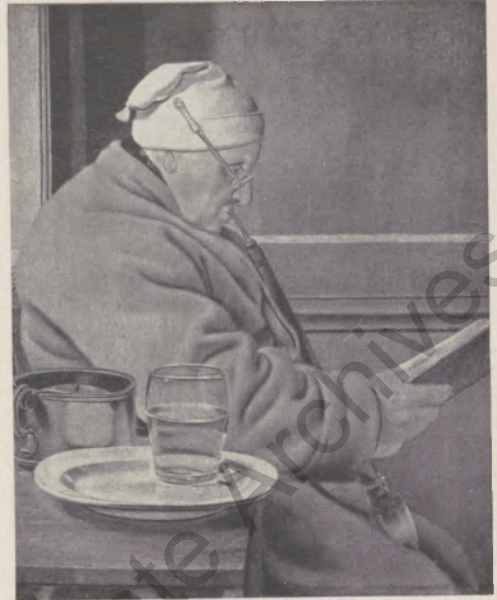
wird, um uns wieder hinzuführen zum guten Buch, zum Buch, aus dem wir für unser Leben alles erlernen können, was wir brauchen, um als Menschen und im Beruf bestehen zu können.

Der Tag des Buches spricht vom „guten“ Buch, vom Buch, das unser Leben und uns selbst gestalten hilft, denn, daß alberne Liebesromane, so nett sie sich auch lesen und so harmlos sie auch sein mögen, Mordgeschichten und sonstige Hintertreppenromane, die schon durch die kitschige Aufmachung ihre Visitenkarte abgeben, keinerlei Bildungswerte enthalten, wird ja wohl niemand bezweifeln. Es wäre auch töricht, dem Buchhandel unterschieben zu wollen, als wollte er durch den Tag des Buches seinen Umsatz steigern. Einzig und allein die Verantwortung gegenüber unserem großen geistigen Erbe aus der Vergangenheit, gegenüber den guten Kräften, die sich um die Stärkung unserer geistigen Grundlagen bemühen, gegenüber der Zukunft unserer Jugend und des Geisteslebens überhaupt und gegenüber der Verflachung unserer Zeit, die sich immer mehr vom Buche abzuwenden droht, ist dieser Tag ins Leben gerufen worden.

Gewiß ist die Anschaffung von Büchern immer mit einer Geldausgabe verbunden, aber die Möglichkeiten, gute Bücher lesen und auch mit bescheidenen Mitteln besitzen zu können, sind gerade bei uns so überaus vielfältig. Abgesehen von den städtischen Büchereien, die für eine Anerkennungsgebühr von nur 1,— DM pro Vierteljahr wahre Fundgruben der besten Bücher aus der Vergangenheit und Gegenwart sind, gibt es so unendlich viele Bücher der Weltliteratur, die für wenige Groschen zu haben sind.

Zudem: In keiner Branche des Handels wird der Kunde mit einer solchen Großzügigkeit, mit einem solchen Verständnis behandelt wie im Buchladen. Stundenlang widmet sich der gute Buchhändler oft dem Buchsuchenden, klärt ihn über Literaturfragen auf, gibt ihm immer wieder neue Hinweise und öffnet ihm gern ganz unverbindlich seine Regale, um ihn zu einem guten Buch kommen und ihn das finden zu lassen, was er braucht und wofür er sich interessiert. Wer es noch nicht ausgekostet hat, der wird es nicht begreifen, welche Freude es bereitet, in Büchern suchen zu können, der weiß auch nicht, welches Wissen allein schon diese Möglichkeit vermittelt.

Es muß zur Ehre des deutschen Verlags-



J. A. Kratt:

Der alte Müller

wesens und Buchhandels gesagt werden, daß sie gerade seit dem letzten Kriege in geradezu vorbildlicher Weise dafür sorgen, daß jeder, aber auch jeder, in den Besitz guter Bücher gelangen kann, angefangen über die Buchgemeinschaften, Büchereien, die billigen Volksausgaben und die unzähligen kleinen Bändchen wertvollsten Schriftgutes, die eigens dazu hergestellt werden, damit jeder sie erwerben kann.

Wenn von „guten“ Büchern gesprochen wird, dann denken die meisten an die sogenannten klassischen Werke der Weltliteratur, an Gedicht- und Dramenbände, an religiös ausgerichtete oder moralpredigende Bücher. So ist das „gute Buch nicht zu verstehen. Die deutsche Literatur ist zwar so unendlich vielfältig, daß es oft schwer fällt, die strenge Grenze zwischen gut und schlecht zu finden, aber ohne Zweifel sind jene Bücher nicht gut, die angeblich zum Zwecke der Unterhaltung oder der Wissensvermittlung nur das Häßliche, das Verworfenen, das Gemeine schildern, das, was dem Zusammenleben der Menschen untereinander schadet, was schlechtes Handeln zu Heldentaten erhebt, Gutes zu Feigem erniedrigt, was Mord, Diebstahl, Betrug, Ehebruch als menschenwürdig und erstrebenswert darstellt und die Ehre und Achtung der Menschen voneinander untergräbt.

Auch hier können wir mit gutem Gewissen

sagen, daß der deutsche Buchhandel in zunehmendem Maße bestrebt ist, unseren Büchermarkt nur mit guten Büchern zu versorgen, und daß er nichts zu tun hat mit jenem Buchhandel, der in unverantwortlicher Weise die Menschen, ihr Denken und Handeln durch schmutzige Lektüre vergiftet, und daß er bemüht ist, das gute Buch, das den Menschen fördert und ihm immer wieder neue Möglichkeiten der Bildung und Ausbildung gibt, anzubieten.

Zum guten Buch gehören der gute Kriminalroman und unser lieber Karl May genau so wie Gullivers Reisen und Robinson Crusoe, die Reisebeschreibungen, die Land und Leute schildern, wie auch die Bücher, die die großen Probleme der Menschen und Völker untereinander behandeln, die großen Fragen der geistigen Auseinandersetzung ob religiöser oder politischer Art, die Bestrebungen, Kämpfe und Fortschritte in seelischer, wirtschaftlicher oder kultureller Beziehung und die vielen Bücher, die uns Richtschnur sind und Hinweise geben, wie wir unser Leben zueinander einrichten müssen, neben den unzähligen Fachbüchern, die wir für unser Berufsleben brauchen.

Wissen ist Macht, und wohl dem, der diese Macht auszunutzen versteht. Je mehr man weiß, um so eher wird man auf die Fragen, die das Leben und die Mitmenschen an einen stellen, eine Antwort geben können, und wenn man diese nicht weiß, so weiß man aber doch, wo sie, in welchem Buch, sie zu finden ist. Es ist nicht anders wie beim Rechtsanwalt und Richter, die nicht alle Paragraphen im Kopf haben können, aber wissen müssen, wo sie stehen.

Der Tag des Buches soll uns deshalb wiederum daran erinnern, daß wir das Buch nötig haben wie das tägliche Brot, daß wir dieses Brot aber ebenfalls täglich essen müssen, damit wir ständig an Geist zunehmen, der allein uns in die Lage versetzt, allen Anforderungen des Lebens gerecht zu werden zu unserem eigenen Nutzen.

Allen Eltern und Erziehern aber erwächst aus dieser Erkenntnis eine besondere Verpflichtung: selbst wieder zu lesen und die Kinder zum Lesen anzuhalten. Noch niemand ist vom vielen Lesen dümmmer geworden, vielmehr sind durchs Lesen schon viele zu überragenden Menschen geworden.

So ist der Tag des Buches aufzufassen, an



A. Renoir:

Die Lesende

dem wir uns die Mühe und Muße nehmen sollten, einmal die Buchhandlungen und Buchereien zu durchstreifen, die an diesem Tage besonders großzügig geöffnet sind, und uns einen Einblick und Überblick zu verschaffen über diese Herrlichkeiten, die niemandem verschlossen bleiben, der sie zu finden bestrebt ist.

Dieser geistig so bedeutende Tag gibt auch uns den Anlaß, in unserer Werkzeitung zur Pflege des Buches beizutragen und von nun an in jeder Ausgabe den Neuerscheinungen eine Seite mit Besprechungen zu widmen, damit unsere Leser sich über das gute Buch orientieren können und Anhaltspunkte finden, zu wertvollen Büchern zu kommen, die ihnen Freunde und gute Kameraden auf dem Lebenswege sein werden.

Anläßlich des Tages des Buches veranstaltet der deutsche Buchhandel ein großes Preisausschreiben, an dem sich jeder beteiligen kann. Rätselscheine liegen in jeder Nummer dieser Ausgabe unserer Werkzeitung.

Der Zettel mit der richtigen Lösung kann in jedem Buchladen oder in der Redaktion abgegeben werden. Sollte einer unserer Leser einen Preis gewinnen, dann bitten wir, es ebenfalls der Redaktion mitzuteilen.

Herbert Goretzki

Das neue Buch

Christine Brückner: „...ehe die Spuren verwehen“, Roman, C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 332 Seiten, Ganzleinen, 10,80 DM



Was an diesem Buch so besonders fesselt, ist die Behandlung eines Problems aus unserem modernen Alltag, aus dem Leben, wie es jeder von uns lebt, eines Problems, dem sich jeder motorisierte Mensch mal gegenüber sehen kann. So lebensnah, so wirk-

lichkeitsecht und in so moderner Form wird das Leben geschildert, so plastisch steht alles Äußerliche vor unseren Augen, die Menschen und ihre Umgebung sind mit wenigen Worten so eindrucksvoll beschrieben, daß sie uns irgendwie vertraut erscheinen, und so tief ergreift uns das Innerliche, nämlich die Wandlung, die in einem Alltagsmenschen vor sich geht, der ohne sein Verschulden mit seinem Wagen einen tödlichen Verkehrsunfall hervorruft und nun versucht, auf irgendeine — aber hier ganz besondere Art — mit seinem Gewissen fertig zu werden. Er ist ein äußerlich nüchterner Zahlenmensch, der Direktor einer Sparkasse, der mit seinem Wagen die Ursache des Todes einer jungen Gärtnerin ist und dann zu einem seltsamen sentimental-romantischen Einsamen wird, der sich aus seinem eigenen geordneten Familien- und Lebenskreis löst und sich auf den kaum wahrnehmbaren Spuren der Toten, eine Klärung suchend, einen Traumkreis schafft. Er ist der Mann, den das Geheimnis reizt, solange er es nicht entschleierte weiß. Da ist weiter seine Ehefrau Hanna, klug und selbständig, die ihren Mann zu lenken versteht, neben ihren Pflichten als Hausfrau und Mutter geistig schafft, und deren Klugheit sie sogar manchmal das Gegenteil von dem tun heißt, was sie eigentlich wünschte. Da sind auch die Tote und die Menschen, die einst mit ihr und um sie waren. Alles um ihr Leben und ihren Tod, der ein freiwillig gewählter zu sein scheint, weil er ihr vielleicht Befreiung von großem Leid bringen sollte, ist rätselhaft und undurchsichtig.

Aber das Suchen des unschuldigen, sich schuldig fühlenden Mannes verweht wie die Spuren des toten Mädchens.

Aus fast 800 Einsendungen zeichnete eine Jury bei einem Roman-Preisausschreiben des Bertelsmann Verlages dieses Erstlingswerk der jungen Düsseldorfer Autorin mit dem 1. Preis aus. Man kann wohl sagen, daß es lohnt, dieses Buch zu lesen. Lebensweisheiten, unseren Tagen entnommen, einfach und klar, wie die Menschen, die modern denken und handeln, gehen in unser Erleben ein, als würden wir sie schon lange kennen. Es ist ein Buch, das gerade uns heutige Menschen sehr anspricht, das uns etwas gibt für unsere Alltage der Hast und Besinnungsarmut; denn wir finden unsere eigenen Gedanken bestätigt, oder Gedanken, die wert sind, daß wir uns mit ihnen beschäftigen. Man kann auf weitere Werke aus Christine Brückners Feder gespannt sein. cg

Heinz Helfgen: „Ich reise um die Welt“, Indochina - Japan - USA - Grüne Hölle, 400 Seiten, Ganzleinen, 6,85 DM, 35 Fotos, C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh



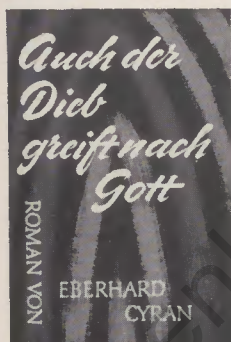
Das ist so recht ein Buch für die Liebhaber von Reisen auf der Landkarte! Heinz Helfgen, der erfolgreiche Sportmann und Reporter hat seinem ersten Buch, das seinen Reiseweg von Düsseldorf bis an die „heiße Grenze“ Indochi-

nas auf dem Fahrrad beschreibt, ein neues hinzugefügt, in dem er die zweite und letzte Etappe seines Weges schildert. Was der Weltumradler alles erlebte und sah während seiner Weltumradlung, ist in prächtigen Farben lebhaft und anschaulich geschildert. Die zahlreichen Fotos machen es ganz besonders interessant. Es erscheint müßig, hier Einzelnes aufzählen zu wollen; man muß alles miterleben, um den Pulschlag der weiten Welt zu spüren.

In Burma fing es an mit der Ausplünderung durch die burmesischen Aufständischen. Er wohnte als erster deutscher Zivilist in einem Fort der Legionäre. Er sprang mit einem Fallschirmkommando über dem Vietnam-Gebiet ab. Mit dem Kaiser von Viet-

nam, Bao Dai, ging er auf Tigerjagd und Elefantenfang. In der Wüste von Nevada erlebte er heimlich eine Atomexplosion. Der heilige Berg Japans, der Fujiyama, wurde von ihm bestiegen, und er lernte die Zuchtfarmen des „Perlenkönigs“ Mikimoto kennen. Die Indianer-Reservate am Colorado-Fluß interessierten ihn ebenso wie die Dörfer der Marvon-Neger in den wilden Bergen Jamaikas. Durch unergründliche Dschungel, durch wahre Wälder von wildem Bambus, durch Wüstenstürme in Mexiko und Tropengewitter in Jamaika führte ihn sein Weg, und alles wurde „abgestrampelt“. Handlung und Szenerie wechseln in diesem Buch voller Spannungen und Erlebnisse von Seite zu Seite, und man will es ihm gern glauben, daß nicht alles, was er erlebte, „reiner Bienenhonig“ war. Aber wo auf der Welt ist gefährliches Leben „Bienenhonig“? Jedoch gern, sehr gern glaubt man ihm seinen Ausspruch, den er einmal begeistert in die Heimat schrieb: „O Freunde in der Heimat, es gibt so unendlich viel zu sehen in der Welt. Warum wird der Mensch nicht zweihundert Jahre alt?“ cg

Eberhard Cyran: „Auch der Dieb greift nach Gott“, Roman, 310 Seiten, Ganzleinen, 9,50 DM, C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh.



Jost Manhardt, der zwanzigjährige, aus mütterlicher Geborgenheit und Heimat verschlagene, ohne Eltern dahintreibende junge Mann, weiß nichts zu tun, weil er keinen Glauben hat, weder an die Menschen noch an Gott. Er steht im luftleeren Raum nach den Jahren des Krieges und

des Zusammensturzes der Welt um ihn, in der er nur Not und Elend sah und nicht zum Menschen finden konnte, weil keiner da war, der ihm das Brot zu essen gegeben hätte, das er brauchte, um wahrhaft leben zu können: nicht die Frau Siebenhuhn, das bigotte, von Aberglauben geschüttelte, schuldbeladene armselige Wesen, nicht der Wundertäter Halmanseder, der Scharlatan, der mit dem Glauben der Menschen spielt, nicht sein Freund und nicht seine Freundin, die nach falschen Werten suchen, um ihrem Leben Inhalt zu geben, und nach falschen Taten greifen. Auch Jost Manhardt. Aber

in der Erkenntnis des falschen Weges, unterstützt durch den alten Kunsthändler Krott, der der reinen Kunst lebt, und durch den Arzt Dr. Germersheim, der als leiblicher und seelischer Samariter Jost unter die Arme greift, findet er zu sich selbst und zur aufbauenden Tat.

„Tue etwas, Jost! Jede Tat ist wichtiger als der beste Gedanke!“ Dieses Wort geht in das Bewußtsein dieses jungen Mannes ein nach unsagbar schweren seelischen Kämpfen, und er wird zum aufbauenden wahren Menschen in der wahren Gemeinschaft von Menschen.

Dieses Buch ist kein Nachkriegsroman im alltäglichen Sinne. Bewußt hat der Verfasser darauf verzichtet, die Grausamkeiten der hinter uns liegenden Zeit in den üblichen schreckerregenden und abstoßenden Farben zu malen. Keine hochdramatischen Momente im gebräuchlichen Sinne sind zu finden. Aber die feine und doch spannende Schilderung der seelischen Entwicklung des jungen Manhardt, die Zeichnung der Menschen in ihrem heutigen Denken und Fühlen, läßt den Leser seine Umwelt glasklar erkennen, als lebten die Personen neben ihm, in der Familie, in der Nachbarschaft, auf der Straße, in der Berufsgemeinschaft. Das ist das Wertvolle daran.

„Auch der Dieb greift nach Gott“, auch wenn er den falschen Griff tut, wie es Jost's Freund getan hat, denn er tut ihn im Grunde aus Sehnsucht nach dem Guten.

Sehr nachdenklich stimmt den Leser diese Lektüre, und das ist ihr Sinn: etwas in uns selbst hineinhorchen zu lassen. hg

Das neue Fachbuch

Friedrich: Tabellenbuch für Metallgewerbe, Ausgabe A 1954, 228 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Praxispriß 5,80 DM, Schulpreis 4,80 DM, Ferd. Dümmlers Verlag, Bonn.

Die neue Großauflage von Friedrichs Tabellenbuch für das Metallgewerbe, wohl jedem Metallgewerbler ein Begriff, ist wieder erschienen. Es weist gegenüber den früheren Ausgaben eine ganze Reihe Vorzüge auf: der Inhalt ist auf den jüngsten Stand gebracht, Registertasten ermöglichen ein schnelles Nachschlagen innerhalb der umfassenden Tabellen und 1200 Stichwörter. Dieses Tabellenbuch ist wegen seiner Vielseitigkeit, seiner erschöpfenden Vollständigkeit überaus wertvoll und leistet jedem Metallgewerbler große Dienste bei seiner Arbeit. Es ist ein unentbehrliches Nachschlagewerk für den Lehrling und den Meister, den Techniker und Zeichner. Durch seine übersichtliche Anordnung ist jeder, der mit Metall zu tun hat, in der Lage, die benötigten Normen und Formen schnell zu finden und anzuwenden.

Das Reich des Priesters Johannes

Dichtung und Wahrheit einer mittelalterlichen Legende

Große Reiche kommen und vergehen gleich ihren Gründern, die, wie Alexander der Große, Dschingis-Khan oder Timurlenk welthistorische Persönlichkeiten wurden.

Wer aber kennt das Großreich der Kara-Kitai, wer dessen Gründer und Herrscher Yeliutaschi? Allerdings bestand dieses Reich in seiner größten Ausdehnung nur zwei Jahre. Aber diese zwei Jahre, oder besser gesagt, ein einziges Ereignis in diesen zwei Jahren war die Ursache für eine Legende, die das christliche Abendland 300 Jahre in Aufregung hielt, war Zweck und Ziel mancher kühnen, wagemutigen Entdeckungsreise und war der Anlaß zu einer Mystifikation, die bis heute noch keine Aufklärung gefunden hat.

Es ist die Geschichte vom Priester Johannes, die hier geschildert werden soll, eine der merkwürdigsten Begebenheiten des Mittelalters, ja, der Weltgeschichte überhaupt. Ihr Ursprung liegt in einer wahren historischen Begebenheit, ihre Folgen waren trügerische Hoffnungen, die schon bald an der rauhen Wirklichkeit zerschellten, ihr Ende aber waren die großen Entdeckungsfahrten, die den Beginn der Neuzeit herbeiführten.

Es geschah in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, daß ein bislang ganz unbedeutender türkischer Stamm, die Kerait oder Kara-Kitai, sich durch kriegerische Erfolge ein Reich aufbaute, wie es rund 100 Jahre später die Mongolen unter Dschingis-Khan taten. Die Heimat der Kara-Kitai war Nordchina. Von dort von den Chinesen vertrieben, siedelten sie sich im Norden des Tienschan an und unterwarfen sich unter ihrem Häuptling Yeliutaschi, der eine starke Herrscherpersönlichkeit gewesen sein muß, seit 1126 zunächst West-Turkestan. Mit angeblich 300 000 Reitern zog Yliutaschi dann gegen Chowaresmien, dem heutigen Usbekistan, zu Felde, das kurz vorher von den Seldschuken erobert worden war und die Lehre Mohammeds angenommen hatte. Am 8. und 9. September 1141 kam es bei Katvan in der Nähe von Samarkand zur Schlacht, die als die größte in der Geschichte des Islam bezeichnet wird. Mehr

als 100 000 Mann sollen dabei den Tod gefunden haben. Die Mohammedaner wurden vernichtend geschlagen, und Yeliutaschi bereitete sich darauf vor, weiter nach Westen vorzustoßen. Wir wissen nicht, warum dieser Plan nicht ausgeführt wurde, denn nicht viel später, 1143 oder 1144, starb er bereits und sein Reich zerfiel in einen östlichen und westlichen Teil, die kaum noch Bedeutung hatten und 1203 von den Mongolen, die den Kara-Kitai ursprünglich verbündet gewesen waren, überrannt und vernichtet wurden. Das sind die historischen Tatsachen. Hinzuzufügen wäre — und das ist das wesentliche an der ganzen Geschichte —, daß die Kara-Kitai angeblich nestorianische Christen gewesen sein sollen. Doch ist es möglich, daß, wie es für diese Zeit nicht selten ist, hier eine Verwechslung zwischen buddhistischer und christlicher Lehre stattgefunden hat.

Dieses angebliche Christentum aber und die kurze Blütezeit des Großreiches des Yeliutaschi ist die Ursache für eine der merkwürdigsten und nachhaltigsten, sich auch politisch auswirkenden Sagen der Weltgeschichte geworden: für die Sage vom „Priesterkönig Johannes“, der als unermeßlich reicher und mächtiger Herrscher irgendwo in „indischer“ Ferne in echt orientalischer Pracht und Herrlichkeit regiert haben sollte. Jahrhunderte hindurch suchte man sein Reich vom Baikalsee bis nach Abessinien, von China bis zum Kongo und konnte es doch nirgendwo finden.

Wie aber kam es dazu, daß diese Fabel eine so außerordentliche Bedeutung gewann?

Die Kunde von der großen Schlacht bei Samarkand, in der dem verhaßten Islam durch einen christlichen Fürsten des Ostens eine so empfindliche Niederlage bereitet wurde, scheint sich unter der Christenheit rasch verbreitet zu haben. Sie erregte ungeheures Aufsehen und erweckte die Hoffnung, daß dieser Herrscher vielleicht ein Bundesgenosse der Kreuzfahrer im Kampf gegen den Islam werden könnte.

Im Abendland berichtet erstmalig der Bischof Otto von Freising 1145 in seiner Chronik von diesen Geschehnissen. Da man gerade den 2. Kreuzzug vorbereitete, harpte man mit Spannung auf den Bundesgenossen aus dem Osten, den geheimnisvollen „Priesterkönig“, der vorgeblich ein Abkömmling der Magier des Neuen Testaments war. Daß dessen Urbild bereits tot war, erfuhr man nicht und hoffte weiter auf sein Kommen. Der 2. Kreuzzug ging ohne Erfolge zu Ende und es bestand obendrein die Gefahr, alle Errungenschaften des ersten zu verlieren. Wie hätte man da die Hilfe gegen den Islam aus dem Osten begrüßt!

In dieser Zeit der Hochspannung, etwa um das Jahr 1165, tauchten nun einige geheimnisvolle Briefe auf. Ungefähr zu gleicher Zeit und mit anscheinend gleichem Inhalt wurden sie den drei höchsten Herren der damaligen Christenheit zugestellt: dem Papst, dem byzantinischen Kaiser Manuel I. Komnenos und dem deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa.

Einer dieser Briefe, der nach Byzanz gesandte, ist erhalten und beginnt mit den Worten:

„Johannes, Presbyter durch die Allmacht Gottes und die Kraft Unseres Herrn Jesu Christi, König der Könige, Herrscher der Herrscher, wünscht, daß es seinem Freunde Emanuel, Fürsten von Constantinopel, wohl ergehe und er sich auch fernerhin der Gnade Gottes erfreue.“

Es folgt dann eine Aufzählung der Tugenden, Reichtümer und Macht des angeblichen Briefschreibers, darunter auch allerlei tierische und menschliche Fabelgestalten, wie sie im Mittelalter gang und gäbe waren. So werden unter anderem genannt: „... gehörnte Menschen, Einäugige, Menschen mit Augen vorn und hinten, Centauren, Faune, Satyrn, 40 Ellen hohe Giganten, Cyclopen und ebenso geartete Weiber, der Vogel, der Phönix heißt ...“

Ferner spricht der Brief von 7 Königen, die den Herrscher jeden Monat der Reihe nach bedienten, nicht eingerechnet der Dienstleistung von 62 Herzögen und 265 Grafen und Marquis. 12 Erzbischöfe und 20 Bischöfe speisen täglich an seinem Tisch. Fundament und Mauern des Palastes bilden Edelsteine, das beste, reine Gold dient als Zement. Über die Größe des Reiches aber wird berichtet:



Dschingis-Khan

„Nach einer Seite erstreckt sich Unser Reich vier Monate, wie weit sich Unsere Herrschaft nach der anderen Richtung ausdehnt, weiß niemand ...“

Dieser Brief, eine der tollsten politischen Mystifikationen, erregte ungeheures Aufsehen. Was eigentlich damit bezweckt werden sollte, ist nie bekannt geworden. Wer ihn geschrieben hat und in welchem Lande das geschah, ist bis heute restlos unklar geblieben. Auch alle bisher unternommenen Versuche, ihn dieser oder jener Persönlichkeit zuzuschreiben, ihn als politisches Wunschbild gleich Platons „Staat“ oder Dantes „Monarchie“ zu deuten, sind Spekulationen, für die jeder Beweis fehlt. Nur das eine steht fest, daß die vielen wirren Phantastereien und tollen Fabeln, von denen der Brief nur so strotzt, dem damals als „Volksbuch“ weit verbreiteten Alexanderroman und wohl auch dem im 9. Jahrhundert entstandenen Märchen des arabischen Sindbad-Buches entnommen wurden. Es dürfte also damit dem Hirn eines Märchendichters entsprungen sein, wobei aber Zweck und Herkunft nach wie vor völlig dunkel bleiben.

Trotz der ungeheuren Aufregung, die sein Bekanntwerden hervorrief, gab es doch im christlichen Abendland noch einige Men-

schen, die einen klaren Kopf behielten. Wenigstens zwei der Empfänger, Manuel I. und Friedrich Barbarossa, unternahmen keinen Versuch, mit dem Absender in Beziehung zu treten oder ihm auch nur zu antworten. Selbst als Barbarossa zum 3. Kreuzzug aufbrach, beachtete er das Schreiben nicht und hat anscheinend nicht einmal Erkundigungen über den vorgeblichen Herrn Indiens eingezogen.

Anders dagegen verhielt sich der dritte Empfänger, Papst Alexander III. (1159 bis 1181). Im Jahre 1177 unternahm er einen der eigenartigsten diplomatischen Schritte der Weltgeschichte, indem er dem vermeintlichen Briefschreiber in „Indien“ antwortete. Mit einem vom 27. September 1177 datierten Brief, der im Wortlaut erhalten ist, sandte er seinen Leibarzt Philippus in den Orient. Ein Rätsel war freilich damals schon, wie das päpstliche Schreiben bei der ungenauen „Adressierung“ überhaupt bestellt werden konnte, denn Philippus sollte ja ein Trugbild aufsuchen. So ist denn auch über den Verbleib des Briefes und seines Überbringers nie wieder etwas gehört worden: sie sind spurlos verschollen. Das Trugbild selbst aber blieb in den Köpfen der Menschheit über Jahrhunderte hinaus noch lebendig. Bereits 1221 jagte die abendländische Christenheit ihm wieder nach, als nach dem Siege Dschingis-Khans bei Samarkand sich die Erwartung verbreitete, der Enkel des „Priesterkönigs Johannes“ komme den Kreuzfahrern zu Hilfe. Da das 1202 gegründete Mongolenreich sich zunächst gegen den Islam wandte, waren die Hoffnungen wohl begründet. Als sich jedoch Dschingis-Khan, den man zuerst als Nachkommen des Priesters Johannes ansah und „König David“ nannte, 1222 gegen das christliche Georgien wandte und von dort aus in Südrußland einfiel, verwandelten sich die hochgespannten Hoffnungen bald in jähes Entsetzen, das nach einer kurzen Atempause im Jahre 1241 ganz Europa bis in seine entferntesten Winkel ergriff.

Doch wollte das christliche Abendland auch nach dem plötzlichen, rätselhaften Abzug der Mongolen von einer lieb gewordenen Hoffnung nicht lassen. Man suchte weiter nach dem Priesterkönig, selbst, als ernst zu nehmende und die Dinge nüchtern betrachtende Reisende, wie der Franziskanermonch Wilhelm von Rubruk und der große Venezianer Marco Polo, ausdrücklich berichteten, der „Priester Johannes“ sei



Friedrich Barbarossa und seine Söhne

längst tot und sein Reich verschwunden. So sandte noch am 7. Januar 1407 der Hochmeister des Deutschen Ordens, Konrad von Jungingen, an den Priester Johannes als den „rex Abassiae“ (Abhasan im Kaukasus) einen Brief.

Doch schon vorher hatte sich der Begriff von Asien nach Afrika verschoben, wo man in Äthiopien ja tatsächlich einen christlichen Staat vor sich hatte, obgleich dieser seit Jahrhunderten von der christlichen Welt Europas vollkommen abgeschlossen war.

Der Gedanke, daß Äthiopien das Reich des Priesters Johannes sei, erscheint erstmalig in einem um 1350 von einem unbekannten spanischen Mönch verfaßten Reiseroman. Damit war der Anstoß gegeben zu den gewaltigen Entdeckungsfahrten zuerst der Portugiesen, später, in den nächsten 200 Jahren, der Spanier. Ihr letztes und eigentlichstes Motiv war die Hoffnung, mit diesem christlichen Reich in Verbindung zu kommen, zumal in der Zeit um 1450, als die Türken sich Konstantinopel näherten und es 1453 eroberten. So unwahrscheinlich es klingt, so ist es doch genügend belegt, daß nicht die Auffindung des Seeweges nach Indien der Grund zu den portugiesischen Entdeckertaten war, sondern, wie der große deutsche Historiker Leopold von Ranke treffend bemerkt: „das Reich des Priesters Johannes aufzusuchen, um mit diesem vereint von da aus den Mauren in den Rücken zu fallen.“

Dieser Idee diente auch das Lebenswerk



Vasco da Gama

des Prinzen Heinrich von Portugal, der als „der Seefahrer“ in die Geschichte eingegangen ist. Trotz seiner Größe war er durchaus ein Kind seiner Zeit und verband mit seinen wissenschaftlichen Neigungen politische Hoffnungen und Wünsche, die ihn dazu führten, diesem Trugbild nachzujagen. Nicht die Auffindung des „Seeweges nach Indien“ hat er im Auge gehabt; nur das „Indien“ des Priesters Johannes, das „afrikanische Indien“, Äthiopien, wollte er erreichen.

Der Portugiese Oliveiro Martius trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Wir Portugiesen sind auf dem Meere vorgegrungen, um den Priester Johannes zu suchen, der ein Phantom war, und sind so nach Indien gekommen.“

Denn die Suche nach diesem Phantom findet ihren Höhepunkt in der Tat des Vasco da Gama, ähnlich der des Columbus, der auch nur auszog, um Ostasien zu erreichen und dabei eine neue Welt fand.

So führt ein direkter Weg von der Schlacht bei Samarkand im Jahre 1141 bis zum Jahre 1498. Am Anfang steht der unbekannte Stammeshäuptling Yeliutaschi, der, von der mittelalterlichen Menschheit zur Sagenfigur erhoben, es letzten Endes mit bewirkte, daß durch die Entschleierung unseres Erdbildes eine neue Zeit begann.

Der vierte Jahrgang

Mit dieser Ausgabe, der Nummer 37, beginnen wir den vierten Jahrgang des Erscheinens unserer Werkszeitung. Wir haben uns in den verflossenen drei Jahren bemüht, aus ihr das zu machen, was sie sein soll: ein Publikationsorgan aller und für alle in unserem Werk tätigen Menschen, ein Blatt, das dazu dient, die Belegschaftsmitglieder und ihre Angehörigen über das Betriebsgeschehen zu informieren, das gute Verhältnis untereinander zu fördern und zu helfen, daß wir auch im Werkszusammenleben nicht vergessen, einander die notwendige Achtung und Wertschätzung entgegenzubringen. Wir glauben, daß wir dazu ein gut Teil beigetragen haben.

Wir werden auch in Zukunft immer nur die gerechte Sache vertreten und werden auch weiterhin bestrebt sein, unsere Werksangehörigen und deren Familien sowie unsere Vertreter und Freunde im In- und Ausland über alle Werksvorkommnisse zu unterrichten, Fragen jeglicher Art gewissenhaft und eindeutig zu beantworten und für ein immer besseres gegenseitiges Verstehen einzutreten.

Wir danken sehr herzlich allen unseren bisherigen Mitarbeitern an der Werkszeitung, daß sie uns geholfen haben, ihren Inhalt immer vielfältig, abwechslungsreich und interessant zu gestalten, danken allen unseren Lesern innerhalb und außerhalb unseres Werkes für das Interesse, das sie dem „Schmelztiegel“ und seiner Entwicklung entgegengebracht haben, danken auch allen Werksangehörigen für ihre Hilfeleistung durch Anregungen und Kritik und bitten alle, der Werkszeitung auch weiterhin verbunden zu bleiben. Auch wir werden alles daransetzen, sowohl möglichst alle Wünsche in Bezug auf den Inhalt zu erfüllen als sie auch noch immer abwechslungsreicher und unterhaltsamer und damit lesenswerter zu machen.

Wir wünschen, daß das kommende Erscheinungsjahr unserem Werk, uns allen und auch der Werkszeitung nur Gutes und Erfreuliches bringen möge.

Die Redaktion

Sammelmappen für den 3. und 4. Jahrgang unserer Werkszeitung sind im Personalamt zum Preise von 1 DM erhältlich.

Der rätselhafte Diebstahl

Im ganzen Dorf war bekannt, daß der Bauer Heidau die dicksten Eier mit goldgelben Dottern hatte. Der Grund lag einmal darin, daß der alte Heidau einen großen Auslauf hatte, und zum anderen, daß die Hühner sehr gepflegt wurden, soweit man das bei Hühnern eben kann.

Als gestern Frau Heidau in den Stall ging, um die Eier einzusammeln, stellte sie fest, daß die 30 Hühner nur 15 Eier gelegt hatten. Das war eine betrübliche Tatsache, besonders deshalb, weil morgen Wochenmarkt war und sie mit mindestens 25 Eiern gerechnet hatte.

Aber es sollte noch schlimmer kommen: Am Mittwoch nämlich lagen nur fünf Eier in den Nestern und am Donnerstag gar nur drei. Daraufhin wurden Nachforschungen angestellt. Die Hühner bekamen mehr Futter, mehr Legemehl, öfters frisches Wasser und mehr Grünfutter. Allein — es half nichts. Man begann, in sämtlichen Ecken nach Eiern zu suchen, jedoch ohne Erfolg.

Allmählich kochte Bauer Heidau vor Zorn. Als letzte Möglichkeit blieb, daß die Eier gestohlen wurden. Die Diebe mußten am helllichten Tage kommen, denn abends wurden die Eier eingesammelt.

So beschloß Bauer Heidau, selbst der Sache auf den Grund zu gehen. Am nächsten Tage saß er auf einem Gartenstühlchen, das sein Gewicht kaum zu tragen vermochte — er wog immerhin seine zwei Zentner —, von einem Johannisbeerstrauch versteckt, und wartete auf die Diebe. Die Zeit wurde ihm sehr lang, obwohl er eine Pfeife nach der anderen rauchte. Außerdem meinten einige Fliegen, ihm auf seiner Nase herumtanzen zu können.

Er sah an sich ziemlich viel, nämlich: daß die Nachbarskinder von seinen Kirschen naschten und daß sein Sohn verbotenerweise Kriminalromane las — nur den Dieb, den sah er nicht.

Abends beschloß er, den Ortsgendarmen

damit zu beauftragen, die Sache aufzuklären. Der jedoch verschanzte sich hinter einen Berg von Akten und meinte: Wenn deine Hühner keine Eier legen, was soll ich daran ändern? Gestohlen werden sie nicht, denn du hast ja aufgepaßt. Also hat die Polizei nichts damit zu tun. Mit dem Gendarmen war also nichts anzufangen. Das merkte Bauer Heidau, und er zog betrübt von dannen.

Auf dem Nachhausewege überlegte er, was zu tun sei. Zu Hause rief er seinen Sohn Peter und sagte ihm, er solle die Sache aufklären. Peter war einverstanden. Er holte sich einen Kriminalroman und setzte sich in den Hühnerstall.

Zuerst passierte nichts. Dann jedoch kam ein Huhn in den Stall, setzte sich auf ein Nest, hackte auf den Eiern herum, bis sie aufbrachen und schlürfte den Inhalt genießerisch auf. Danach trug es die Eierschalen in eine versteckte Ecke und verschwand.

Inzwischen waren noch einige andere Hühner in den Stall gekommen, die genau dasselbe taten. Peter blieb bald die Spucke weg. Dann eilte er zu seinem Vater und erzählte ihm alles haarklein. Bauer Heidau war sehr erfreut und versprach Peter das seit langem gewünschte Fahrrad.

Die eierfressenden Hühner aber wurden geschlachtet, und fortan hatten Heidaus wieder viele dicke Eier mit goldgelben Dottern, die ihre Prachthühner legten.

Gerhard Welp, Lehrwerkstatt

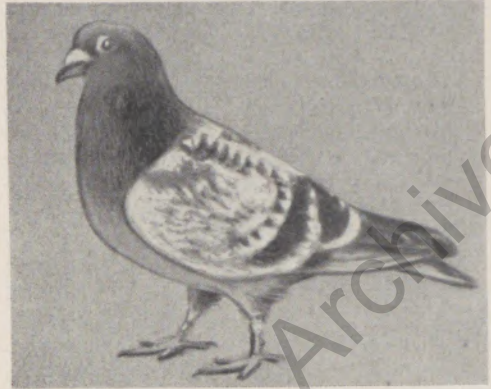
Wir suchen zur Veröffentlichung in unserer Werkszeitung laufend Artikel in Form von Erzählungen, Erlebnisberichten, Beobachtungen und Betrachtungen, die von Arbeitskameraden geschrieben sind.

Von unseren Freunden, den Tauben (IV)

Als ich die Anregung bekam, etwas über die Tiere, insbesondere unsere Haustiere, zu schreiben, wagte ich nicht zu glauben, daß ein so großes Interesse unter den Kollegen hierfür vorhanden wäre. Als ich Ihnen bekannte und unbekannte Hunde vorstellte, habe ich allen verfügbaren Raum unserer Werkszeitung ausgenutzt. Natürlich konnte ich bei der Vielzahl nur das Wesentliche nennen. Alle den einzelnen Hundefreund interessierenden Fragen glaube ich durch persönliche Gespräche befriedigend beantwortet zu haben.

Heute möchte ich Ihnen etwas von einem anderen Tier erzählen. Es ist die schöne, edle Taube, die ich Ihnen vorstelle. An allen Orten hat sie ihre besonderen Freunde, von denen sie gehalten und gezüchtet wird. Gewiß haben Sie schon beobachtet, wenn die Tauben auf den Dächern sitzen oder über die Felder flattern, wie sie immer hoch hinaus wollen und sich auf Spitzen und Türmen tummeln. Oder Sie haben sie auf freien Plätzen und Märkten gesehen und sie dort vielleicht auch schon gefüttert, wo sie sich gern in großer Zahl niedersetzen und oft recht zutraulich werden. Mancher bekannte Platz hat durch die Anwesenheit der Tauben seine Berühmtheit erlangt. Überall finden wir diese stolzen Vögel. Sie haben sich alle an das Getriebe und den Verkehr der Städte gewöhnt, und daß wir sie überhaupt noch in Städten finden, ist vor allem den vielen Liebhabern und Züchtern des Reisetaubensports zu verdanken.

Die Taube gehört zu den wenigen Haustieren, die einem Tierfreund auch ein interessantes sportliches Betätigungsfeld bieten. Reisetaubenvereine gibt es wohl an jedem Ort. Überall finden sich alle jene Taubenfreunde zusammen, die ihre Vögel gern zu einem Kurz- oder Langstreckenflug auf die Reise schicken. Oft werden diese Tauben in einem Spezialkorb, der bis zu 30 Tiere faßt, mit der Bahn hunderte Kilometer weit versandt. An einem vorher festgelegten Auflaßort kommen dann mehrere hundert Tauben zusammen und werden von dort zum Heimflug freigelassen. Der Taubenfreund, der zu Haus die Auflaßzeit genau weiß, wartet dann gespannt auf die Rückkehr seiner Tiere.



Wenn seine Vögel auf Reise sind, kann er alles dabei vergessen, selbst der gute Sonntagsbraten darf zum Ärger der Frau kalt werden. Die Frau aber hat sich das Schimpfen längst abgewöhnt, denn sie weiß: „der Alte hat eben seinen Vogel“. Wenn aber gerade dieser Vogel eine gute Zeit geflogen ist und somit einen schönen Preis nach Hause gebracht hat, vergißt auch die Frau den kaltgewordenen Sonntagsbraten und freut sich mit „ihm“, denn auch die Frau lebt ja mit den Tauben. Anders könnte es ja auch gar nicht gehen! Erstaunlich ist die Entfernung des Auflaßortes, von dem die Taube sicher nach ihrem Heimatschlag zurückfindet. Von Remscheid nach München oder umgekehrt ist noch nicht einmal weit. Der weiteste Flug war bis jetzt, soweit mir bekannt ist, von Wien nach hier — etwa 700 km. Wenn man dann noch weiß, daß auf einer solchen Strecke je nach Witterung eine Geschwindigkeit von 80 bis 90 Stundenkilometern geflogen wird, bekommt man selbst in der Zeit der Geschwindigkeitsrekorde Achtung vor der körperlichen Fähigkeit der Taube. Gewiß eine beachtliche Leistung für ein so kleines Tier.

Kürzlich las ich einen Bericht über einen Berliner Fabrikanten. Dieser nahm bei seinen Geschäftsreisen stets eine Anzahl Reisetauben in seinem Wagen mit. Hatte er bei einem Kunden einen Auftrag erhalten, steckte er diesen einer Taube in die kleine Aluminiumkapsel, die an ihrem Fuß befestigt ist, und schickte auf diese Weise auf schnelle und billige Art den Auftrag in seine Fabrik. Diese in der Zeit der Ber-

liner Blockade geborene Idee hat sich so gut bewährt, daß dieser Fabrikant die Tauben noch heute als verlässlichste Postübermittlung benutzt.

Ebenso wie bei allen Zugvögeln ist man sich auch bei den Tauben über den ausgeprägten Orientierungssinn nicht klar und weiß ihn auch wissenschaftlich noch nicht zu begründen. Mit der Heimatliebe dürfte diese Fähigkeit nicht ausreichend erklärt sein. Ich denke dabei an die Brief- oder Meldetauben im Kriegeinsatz. Diese hatten keinen festen Heimatschlag, und der Standort ihres „Zuhause“, meist nur Tragkörbe, wechselte ständig, oft mehrmals am Tage. Die Tauben kamen trotzdem sicher zu ihrem Nachrichten- und Meldeführer zurück.

Über eine weitere Sinneseigenschaft, eine verwunderliche Beobachtung, soll hier noch berichtet werden.

Vor einigen Jahren, ich habe die Jahreszahl nicht behalten, wunderte sich ganz Paris darüber, daß alle Tauben an einem Tag plötzlich und gleichzeitig das Justizgebäude verließen und das fast danebenliegende Gebäude des Polizeipräsidiums zu ihrer neuen Heimat erwählten. Einen Tag später bekam Paris die Erklärung für den Umzug der Tauben. Das Justizgebäude brannte bis auf die Grundmauern nieder!

Es gäbe noch manche andere interessante und unerklärliche Beobachtung zu erzählen; doch will ich jetzt dazu übergehen, noch etwas über das Äußere der Tauben zu sagen. Beruhigend und sanft ist die weichgeschwungene Form der Taube. Vom Kopf, der im Verhältnis recht große ausdrucksvolle Augen birgt, geht es in einer harmonischen Linie über den Rumpf bis zur

äußersten Schwanzspitze. Diese Linie wiederholt sich bei den Schwingen in der gleichen zweckmäßigen Schönheit, die noch durch die Vielfalt der Farbkombinationen unterstrichen wird. Sie haben sie



alle schon gesehen, in der Grundfarbe grau oder blau-rot oder weiß, in diesen Farben wiederum gehämmert oder gescheckt. Ganz schwarze Tauben finden sich jedoch sehr selten; ich kann Ihnen neben einigen verschiedenfarbigen Tauben aber auch einen schwarzen Vogel (ein Männchen) im Bild zeigen.

Eine erst vor kurzem nach Deutschland eingeflogene Taube soll noch genannt werden: es ist die Türkentaube, die rein grau ist. Kurz vor dem Flügelansatz hat sie einen tief schwarzen Sichelbogen, der sich auf der Unterseite der Schwanzfedern wiederholt. Nach einem Bericht der Berliner Vogelwarte sind die Türkentauben aus Korea zu uns übergesiedelt und erst an drei Orten Deutschlands gesichtet und beringt worden. Unsere Taubenfreunde wird es interessieren, wenn ich ihnen berichte, daß ich vor einigen Monaten im Flugkäfig des Vogelzüchters in Höhrath eine Türkentaube gesehen habe. Im Volksmund wird die Taube als Sinnbild der Sanftmut und Treue bezeichnet. Beides wird von Züchtern bestätigt, aber auch widerlegt. Manchmal seien sie doch recht streitsüchtig, und je nach Gelegenheit hielten sie es auch mit der Treue nicht so genau.

Diese kleine Randbemerkung wird den Gesamteindruck, den ich Ihnen zu vermitteln versuchte, nicht trüben.

So wollen wir alle hoffen, daß die Züchter und Taubenfreunde dazu beitragen, uns den schönen Anblick der Tauben im Stadt- und Landschaftsbild zu erhalten.



Für unsere Frauen

Wieder einmal trennen uns nur noch wenige Wochen von dem schönsten Fest des Jahres, von Weihnachten. Auch in unserer heutigen schnellebigen hastigen Zeit nehmen wir uns die nötige Muße, um alle die geheimnisvollen Vorbereitungen zu treffen, mit denen wir unsere Lieben überraschen wollen. Es scheint mir zwar — und vielleicht geht es manchen Frauen unserer Generation ebenso —, als ob es früher doch irgendwie anders war. Anders, weil wir nicht so zu hasten brauchten, weil uns die Zeit nicht so unendlich schnell verging, und auch deshalb anders, weil das Überraschen und Schenken damals eben irgendwie mehr Freude machte. Heute sind schon die Kinder soweit modern und fortgeschritten, daß es unter einer elektrischen Eisenbahn oder dem schwer gummibereiteten Roller mit allen Schikanen nicht mehr gehen will. Unsere Freude damals in der Vorweihnachtszeit über eine sogenannte „laufende Maus“, die sich an einem kaum sichtbaren Gummifaden bewegte, über eine Weihnachtsknarre oder Ratsche und über



ein großes Lebkuchenherz war noch wirkliche Freude. Ein Holzpferd und eine Puppe mit „echtem“ Haar, die aber keineswegs Papa und Mama sagen konnte, das waren Weihnachtsgeschenke, über die wir als Kinder von damals von Herzen entzückt waren.

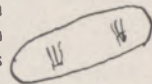
So scheint es mir denn auch, als ob die Vorbereitungen zum Fest auch nicht mehr mit soviel Liebe vor sich gehen wie einst. Gewiß, die meisten Frauen, die im Nebenberuf auch noch Hausfrauen sind und eine Familie versorgen müssen, haben garnicht mehr die Zeit, neben ihrer Berufsarbeit, die den größten Teil ihres Tages in Anspruch nimmt, sich mit Backen und Herstellen von Süßigkeiten aufzuhalten. Es gibt ja alles zu kaufen, was man früher so liebevoll und — wir können es ruhig behaupten — tausendmal besser hergestellt hat.

Was für eine vorweihnachtliche Freude war es doch für uns Kinder, wenn daheim das Marzipan selbst gemacht wurde. Man wäre damals wohl garnicht auf den Gedanken gekommen, es zu kaufen, trotzdem es diese Süßigkeit in der Großstadt zu kaufen gab.

Da wurden zunächst die süßen Mandeln, unter denen nur ein paar bittere sein durften, gebrüht, geschält und durch die Mandelmühle gedreht, mit ebensoviele Puderzucker und etwas Rosenwasser wurde ein schöner weißer Teig geknetet, der nicht kleben aber doch feucht sein durfte. Um diesen schlug man ein weißes Tuch, und dann mußte er viele Tage an einem kühlen Ort ruhen. Es durfte



nichts nachgesehen werden — das war das Geheimnisvolle daran. Ich glaube heute allerdings, daß das Verbot nur aus dem Grunde bestand, weil beim Nachsehen doch eventuell auch schnell eine Kostprobe genommen werden konnte, und da sich in diesem Falle sehr viele für den Marzipan-Teig interessiert hätten, denn die Familie war groß, so wäre am Ende nicht mehr viel übrig geblieben. Doch kurz vor dem Fest kam dann das Formen des Marzipans, an dem sich alle Kinder mit sauber gewaschenen Händchen beteiligten. Wenn die Kränzchen, Brezeln und Kringel fertig waren, wurden sie gebräunt. Das war etwas ganz Herrliches, und der Duft, der dadurch entstand, gehört zu meinen schönsten, vorweihnachtlichen Erinnerungen. Eine winzige Schaufel wurde mit Glutstückchen gefüllt und diese dann langsam über dem Marzipan bewegt, bis es sich bräunte. Besondere Stücke wurden auch mit kandierte Früchten belegt und nur der Rand gebräunt, und ich meine, daß ich nie wieder in meinem Leben so herrliches Marzipan gegessen habe, selbst dann nicht, wenn ich es selbst nach dem alten Großmutterrezept hergestellt hatte.



Quitten- und Pomeranzenbrot waren weitere Leckereien, die im Hause für den bunten Teller gemacht wurden. Die dick-eingekochte Quittenmarmelade wurde auf Schüsseln ausgegossen und durfte höchstens 1 cm hoch sein. War sie erstarrt, wurden Rhomben geschnitten, von denen vier quer aufeinander gelegt und mit einem goldenen Bändchen umbunden wurden. Zum Pomeranzenbrot wurden vier Eigelb und vier ganze Eier geschlagen, dazu kam ein Pfund Zucker. Das Ganze mußte einen dicken Schaum ergeben. Darunter wurden 125 g Zitronat und ebensoviele Pomeranzen-schale, beides ganz fein gewiegt, und ein halbes Pfund Mehl gerührt. Das Ganze

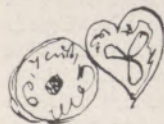


wurde in kleinen länglichen Häufchen auf ein Backblech gesetzt, mit grobem Zucker übersiebt und gebacken. Wenn man zu Ostern in irgendeiner vergessenen Keksdose noch ein Stückchen davon fand, schmeckte es immer noch gut.

Dann der Pfefferkuchen! Auch er wurde vier Wochen vor Weihnachten

angemacht. Ganz dunkelbraunen Heidehonig und richtiges Schweineschmalz verwandte unsere Mutter zu seiner Herstellung. Dazu kamen alle Wohlgerüche Arabiens, als da waren: Ingwer, Zimmt, Nelken und Cardamom, ja selbst eine Prise Pfeffer durfte nicht fehlen. Reichlich gehackte Mandeln, Zitronat und Orangeschale wurden unter den Teig gemischt, und dann mußte er vom tüchtigen Kneten an einem kühlen Ort in der Speisekammer ausruhen. Dort wurde er meist so fest, daß man ihn nach drei Wochen erst erwärmen mußte, um ihn weiterbearbeiten zu können. Denn nun kam die in Rum aufgelöste Pottasche und das Hirschhornsalz dazu, mit denen er wieder tüchtig durchgeknetet wurde, und dann gings an das Formen und Ausstechen. Meistens wurde es auf den Abend gelegt; denn auch der Herr des Hauses sah dem fröhlichen Treiben in der großen Küche gern zu. Für den nächsten Tag standen dann auf dem großen Kachelherd zum „Anwärmen“ Mehl und Zucker, Rosinen, Korinthen, Mandeln und Zitronat für die Christstolle, die ebenfalls schon jetzt gebacken wurde, aber so schwer und so gut wurde, daß sie, im Steintopf aufbewahrt, sich bis in den Februar hinein hielt und dann ganz besonders fein schmeckte.

Viele Städte in Deutschland hatten ihre besonderen Spezialitäten gerade zum Weihnachtsfest. So durften zum Heiligabend in Berlin nie die „Mohnpielen“ fehlen, ein süßes Gericht aus weißem oder blauem Mohn mit verschiedenen Zutaten, dann die Weihnachtsgans oder der Karpfen. In Magdeburg, Salzwedel und Kottbus wurde der Baumkuchen gemacht, ein herrliches Gebäck aus feinstem Mehl, sehr vielen Eiern und Zucker, der auf



einer sich drehenden Rolle über Holzkohlenfeuer gebacken wird. Durch das Drehen entstehen die Zacken, die als besonderer Leckerbissen gelten und mit Schokolade überzogen werden.



In Dessau, und nur hier, stellte man den Orangeblütenzucker her. Aus den großherzoglichen Treibhäusern kamen die frischen duftenden Orangenblüten, die mit Zucker überzogen wurden, ähnlich den kandierten Veilchen, die in früherer Zeit auch in jede Konfektschachtel gehörten.

Es gibt soviel Leckeres und Gutes allerorts, wozu man nie kommt, es auszuprobieren; denn dafür würde unsere Zeit nicht reichen, aber das Schönste, weil von lieber Erinnerung umweht und durchduftet, bleibt ja schließlich das, was die Mutter in unserer Kinderzeit anfertigte und gebacken hat.



Sollten wir nicht auch unseren Kindern solche Erinnerungen, die unvergeßlich sind, mitgeben? Sollte nicht dazu ein wenig Zeit sein in unserem eiligen hastenden Leben?

cg

Etwas Pikantes

Käsekeks: 200 g Mehl, 200 g geriebenen Schweizer Käse, 200 g Butter, 1 Ei zum Bestreichen. Aus Mehl, Käse und Butter einen Mürbeteig herstellen und etwa eine halbe Stunde ruhen lassen. Möglichst kühl. (Fällt ja im Winter nicht schwer). Dann dünn ausrollen, viereckige oder runde Formen ausstechen, mit geschlagenem Ei bestreichen und hellgelb backen.

*

Gefüllter Gänsehals: (Warum immer mit ihm in die Suppe; er schmeckt so viel besser). Die Gänseleber, 200 g Schweinefleisch, 1 Zwiebel, 1 eingeweichtes Brötchen, 1 Ei, Salz, Pfeffer. Leber, Fleisch und Zwiebel durch den Hacker geben und dann mit den übrigen Zutaten mischen und in die Haut des Gänsehalses füllen und zunähen. 1 Stunde kochen. Dann herausnehmen, zwischen zwei Brettchen pressen. Das Ganze ergibt einen guten Beleg für die Schnitten oder auch eine kalte Beilage zum Kartoffelsalat.

*

Bitte auch die **Salzmandeln** nicht vergessen - wenn genügend zu trinken für die Feiertage da ist. Die Herren der Schöpfung behaupten nämlich, Bier und Wein schmecken nie so gut, wie wenn man Salzmandeln dazu ißt! Mandeln (aber auch Erdnüsse sind gut und - billiger!) brühen (Erdnüsse natürlich nicht, nur schälen), also Mandeln brühen und abziehen, trocknen. In wenig sehr gutem Öl auf der Pfanne leicht bräunen und noch heiß mit feinstem (Meer-) Salz und Pfeffer bestreuen. Fertig! Guten Appetit!

cg

Für unsere Kinder



Die Eltern waren fortgegangen, um Besorgungen zu machen, und Klaus war allein geblieben. Die Schularbeiten waren fertig. Er hatte den Eltern versprochen, nicht eher zu spielen, bis auch das Gedicht gelernt war und „saß“, das er bis zum nächsten Tage auswendig können sollte. Er hatte seine Schulsachen zusammengepackt und seinen

Baukasten hervorgeholt, um sich damit zu beschäftigen. Aber das war langweilig, wenn man keinen Spielgefährten dabei hatte; allein machte es keinen Spaß. Er legte alle Steine wieder in den Kasten und wußte nicht, was er nun tun sollte. Richtig, da war noch das Buch, das er von der Oma zum Geburtstage bekommen hatte. Alle Geschichten hatte er noch nicht gelesen.

So zog er einen Stuhl ans Fenster. Draußen war scheußliches Wetter. Es regnete, und die Tropfen schlugen manchmal gegen die Fensterscheiben und liefen dann wie Tränen über ein Gesicht daran herunter. Ein kalter Wind fegte über die Straße, und nur wenige Menschen waren draußen. Wohl nur die, die noch schnell etwas besorgen mußten oder die von der Arbeit nach Hause eilten. Aber viele Autos und Motorräder und auch einige Male ein großer Lastwagen mit Anhänger fuhren vorüber. Jedesmal spritzte das Wasser in den Pfützen hoch auf, wenn die Räder hindurchrollten. Vor den Scheinwerfern lag der Regen wie ein Schleier.

Es wurde allmählich dunkel, und Klaus überlegte, ob er nicht besser die Vorhänge vor das Fenster ziehen und das Licht anknipsen sollte. Doch plötzlich wurde es hell im Zimmer. Die Gaslaterne an der Ecke, direkt neben Klaus' Fenster, war wie durch eines Zauberers Hand angegangen und strahlte nun gelb und freundlich in den trüben Abend. Ja, richtig, die gute alte Laterne! Da hatte sein Vater ihm doch neulich erzählt, daß sie nun bald ausgedient haben würde. Über vierzig Jahre stand sie schon an der Ecke, stand schon da, als Klaus' Vater noch als kleiner Junge

in diesem Hause gewohnt hatte. Und nun sollte sie verschwinden, denn überall in der Stadt hatte man bereits die neue Neonbeleuchtung angebracht: diese neuen Lampen mit ihrem weiß-bläulichen Licht, die in einer langen Röhre mitten über der Straße an der Leitung hingen, und in deren Licht die Menschen alle so bleich aussahen.

Klaus dachte daran, daß es nicht immer so gewesen ist, daß die alte Laterne von selbst anging. Als nach dem schrecklichen Krieg, in dem die Bomben die Gasleitungen zerschlagen hatten und es lange Zeit immer dunkel auf den Straßen war, dann aber doch auch die Laternen wieder in Ordnung gebracht wurden, da kam allabendlich ein Mann mit einer langen Stange, um die Lampen eine nach der anderen anzuzünden. Aber seit einiger Zeit gingen die Laternen wie durch ein Wunder ganz von allein an. Das sei „Fernzündung“, hatte sein Vater ihm erzählt. Klaus blinzelte zu der alten Laterne hinüber. Wenn sie angezündet wurde, war es bei gutem Wetter die höchste Zeit, schnell nach Hause zu laufen, denn dann kam die Feuchtigkeit und der Nebel, und man konnte krank werden, wenn man dann noch draußen war.

In mancher Nacht, wenn er noch nicht schlafen konnte, hatte ihr friedliches Licht sein Zimmer erhellt, wenn die Mutter die Lampe gelöscht hatte und er schlafen sollte. Auch wenn er mal krank war, freute er sich, wenn sie zu ihm ins Fenster leuchtete. Wie gern lief er um sie herum, die eine Hand fest um den sicheren Pfahl gelegt, der so unwiderruflich fest zu stehen schien, bis ihm ganz wirr im Kopf war. Und hinaufgeklettert — ja, hinaufgeklettert war er auch schon einmal, trotzdem die Eltern es verboten hatten, denn er könnte herunterfallen. Aber das eine Mal war es doch gelungen. Es war ganz leicht gewesen. Nur beim Hinabrutschen hatte es eine kleine Hautabschürfung gegeben. Manchmal hatte auch irgend so ein Tunichtgut gegen den Laternenpfahl getreten. Dann war der kleine weiße Glühkörper, der das Licht ausstrahlte, wie ein feiner weißer Staub herabgefallen, und an diesem Abend hatte die Laterne nicht gebrannt. Am nächsten Tage war dann ein Mann mit einer Leiter und einem Kasten gekommen, in dem er Werkzeug mitbrachte, und hatte sie wieder repariert. Sie war doch so nötig an dieser belebten Ecke, die als Straßenkreuzung

ziemlich gefährlich war, weil die eine Straße hier bergab führte.

Klaus konnte es sich gar nicht vorstellen, wenn die alte Gaslaterne eines Tages nicht mehr da sein würde. So sehr war er an das warme Licht gewöhnt. Aber schließlich — was sein mußte, mußte sein. Was veraltet war, hatte eben eines Tages ausgedient. Und Klaus malte sich dann aus, wie seine Straße dann aussehen würde. Bestimmt nicht mehr so gemütlich, denn selbst wenn Nebel war, wie so oft in unserer Stadt, immer sah die alte Laterne wie ein lieber, guter, alter Mond aus. Klaus kniff die Augen zusammen, und schon griffen die Strahlen wie lange gelbe Finger nach ihm, und es schien ihm nun, als wäre das Licht ein ganz klein bißchen traurig, als ob die Laterne selbst daran denken würde, daß sie bald nicht mehr da sein dürfte. Bald kamen Klaus' Eltern nach Hause, es wurde Licht im Zimmer gemacht und die Vorhänge wurden zugezogen.

Am nächsten Tage spielte Klaus wie immer bei schönem Wetter auf der Straße. Schnell wurden die Rollschuhe angeschnallt, denn es lief sich so wunderbar den Berg hinab, trotzdem es ja untersagt war wegen des Straßenverkehrs. Aber man rollte so ganz von allein und bekam unten an der Ecke so den richtigen Schwung, um auch noch über die Kreuzung und auf der anderen Seite noch ein wenig hinaufzurollen. Gewiß hatten die Eltern es streng verboten, denn die Straße war sehr belebt und erst neulich wäre beinahe ein unvorsichtiges Kind überfahren worden. Ehe man sich versah, kamen Wagen oder Motorräder und Lastwagen.

Doch es wurde nun schon dunkel, Mutter konnte Klaus vom Fenster aus nicht sehen — er wollte nur noch einmal schnell die Straße hinunter. Also frisch gewagt, nur dieses eine Mal noch. Klaus rollte — herrlich, mit was für einem Schwung das wieder ging! In wenigen Sekunden mußte er an der Kreuzung sein und damit an seiner Hausecke mit der Laterne! Da — er hörte noch die Hupe eines Autos, das offensichtlich um die Ecke biegen wollte. Es kam schnell heran. Klaus konnte nicht mehr stoppen. Im letzten Augenblick griff sein Arm haltsuchend nach der Seite und — hielt den Pfahl der Laterne umfaßt, konnte sich an ihm festklammern, stolperte noch über die Bordschwelle und sank neben der Laterne auf die Erde. Im letzten Augenblick, denn der Wagen bog um die Ecke,

konnte nicht mehr bremsen, weil der Fahrer ihn ja nicht sehen konnte, und hätte Klaus unweigerlich überfahren, der seinen Ungehorsam und seinen Leichtsinn unter den Rädern hätte büßen müssen. Er wäre vielleicht ein Krüppel geworden für sein ganzes Leben oder es wäre noch schlimmer gekommen.

Vor Schreck war Klaus in Schweiß gebadet und mußte sich erst beim Abschnallen der Rollschuhe einen Augenblick erholen, ehe er ins Haus ging.

Vom Fenster schaute er dann auf die Straße und zu seiner alten Freundin, der Laterne, die nun seine Lebensretterin geworden war. Was hätten ihm da oben die Neonröhren genützt? An ihnen hätte er sich nicht halten können. Mochte sie doch noch recht lange an ihrer Stelle bleiben!

Ihr liebes freundliches Licht war inzwischen wieder angegangen, und heute schien es Klaus, als strahlte es viel heller als sonst und nur für ihn ganz allein.

cg.

*

Meine Rollschuhe

*Rollt, meine Rollschuhe,
trägt mich ins Weite,
trägt mich über des Platzes Breite
und rundherum um die Rollschuhbahn!*

*Sause ich nicht, als hätte ich Flügel
wie der Wind über Tal und Hügel?
Und ruft die Mutter - im Umsehen schnell
bin ich als braves Kind auch zur Stell!*

*Gibt es auch einmal eine Beule,
glaubt nur ja nicht, daß ich heule!
Sicher fall ich noch manches Mal hin -
bis ich endlich - Weltmeister bin!* cg.

Die Bekiehrong

(Die Bekehrung)

Et es alt her nu johrelang,
do wohnden hengen em Hazelang
en Fielenhauer met ruedem Hoer,
der emmer für Ondout te kriegen wor.
Nu wohnden bie em op der Uelerbühn
nen Schnieder, der makden em völl Gedühn.
Der soop denn Fusel ut der Fläschen,
bes et letzte Geild wor ut der Täschen.
Wenn kranatevoll he hiemgekiehrt,
wor he jiedekier sien Lewen liet.
„Komm schiet mich dut, ech well nit mier“,
so proklamierden he jiedekier.
„Du heß se nit all op der Reihen“,
der Ruet mols seit,
on liet en schreien.
Do ienmol kom der Schniedersmann,
su voll wie en Eimer te Hiemen an,
on riep wier laut „Ach, wöer ech duet“.
Do seit der Schmett: „Jong, et es guet,
jetz hölp ech dir ut diener Nuet,
ech schiet dech Fuselskopp jetz duet.“
Nohm en Gewehr flöck ut der Ecken,
dann sog mer die Zwei en denn Bosch renn-
„Nu gang du für, ech ziel genau, [trecken.
et diet nit wier, on dann ding Frau
well ech van dier noch ienmal grüßen,
on sagen ehr, du wüls nu büßen.“
Dem Schnieder wuet et kould on warm,
he kniep sech faste en denn Arm,
op he nit schliep, he kiek sech öm,
on göv nu geen sien alles drömm,
wöer blos der Käel met dem Gewehr,

nit all te deite hengerem her.
Op iemol „bumms“, do fällt de Schuet,
der Schnieder schmitt en siener Nuet
sech langweg hen un stellt sech duet.
Mier har de Ruet och nit gewuellt,
äs laut he en de Lout renschot
un seit: „So, nun bist du tot,
Gott gebe dir die ew'ge Ruh,
du vollgesooen Ferken du.“
Kaum woer he te Hiemen angelant,
kom och der Schnieder angeschwankt.
Kletschnaat geschwett, voll Angst un Nuet,
geng em en Schudder üewer de Huet.
He wankden en den Kotten renn,
der Ruet, der leit denn Hamer henn
on seit: „Na, heß du Doll
vam Sterwen nu de Nas es voll?
Döskier han ech vörbie geschoten,
doch kann ech dier em Gueden roden,
gew dien Geschrei on't Suppen op,
sös mak ech Eänst, verlot dech drop.“

Heinrich Förster, Versand Stachelhausen

Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, ganz gleich ob betrieblicher, wirtschaftlicher, kultureller, arbeitsrechtlicher, sozialpolitischer Art oder aus anderen Gebieten, dann wenden Sie sich vertrauensvoll an die Arbeitszeitung.

Alle Fragen werden gewissenhaft und ausführlich beantwortet.

Etwas für die Rätselfreunde

Silbenrätsel

Aus nachstehenden Silben sind 48 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben (dh = ein Buchstabe) von oben nach unten gelesen einen Spruch zum „Tag des Buches“ ergeben.

a - ab - and - art - au - ba - bek - bir - boot - bi -
blem - bri - bu - bu - bu - cha - chen - de - de -
del - des - der - di - di - drang - dzi - e - e - e - e -
em - ein - ei - en - es - er - ex - ex - erz - fen -
fur - ge - ge - ge - ge - ge - gel - gli - hard - hib -
i - i - i - ib - in - ja - ka - ka - kan - ken - ke -
kett - land - lam - le - le - lo - lon - lus - men -
mil - mo - na - na - ne - ne - neu - n - no - nu -
nun - on - on - pan - pha - pez - pi - pfung - ra -
rab - rae - rak - re - re - ri - ri - rest - ße - see -
sa - so - sen - simp - schaf - schich - schö - schus -
te - ter - teau - tos - ti - ti - ti - tie - tra - tra - frän -
tur - un - un - un - ul - ur - ur - ve - vel - w -
will - ze - ze

1. männlicher Vorname
2. Königreich in Vorderasien
3. Verlust
4. Alpenpaß
5. kleine Träne
6. Anfang eines Hymnus auf das Weltgericht
7. Ausdruck für Unglück prophezeien
8. bibl. Gestalt
9. Inschrift auf Kreuzen
10. Quellennympe
11. Pferd Alexanders des Großen
12. Spezialschiff
13. französischer Schriftsteller
14. Buckelrind
15. Unüberschbare Menge
16. Riechstoff
17. kleines Erlebnis
18. jüdischer Gesetzeslehrer
19. arbeiten
20. Turngerät
21. alte Form für „Euer“
22. Hauskleid, Morgenrock
23. Austauschstoff für Hühnereier
24. von der Art abgewichen
25. wo Dr. Schweitzer wirkt
26. Pflanze
27. Kennzeichen, Hoheitszeichen
28. bibl. weibl. Eigennamen
29. Teigware
30. indisch: Herr
31. Pflanze
32. Sturm und

33. weibl. Vorname
34. Mattsein
35. norwegischer Dichter
36. kleine Erzählung
37. Zettel mit Aufschrift
38. neu gewonnenes Land
39. Abkürzung für Nickel
40. Sportgerät
41. allerälteste Geschichte
42. Name des 6. Sonntages nach Ostern
43. Volk
44. Alpenpaß
45. litauisches Fürstengeschlecht
46. höchster Berg des Himalaja
47. sehr altes Gebirge
48. päpstliche Gesandtschaft

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 36

Galalith - Estragon - Senne - Unterführung - Nachtschnecke - Diogenes - Hör zu - Ehrenmann - Ibn Saud - Triumph - Illustrierte - Salbei - Trikot - Narretei - Ibykus - Chefpilot - Tundra - Alberthall - liberal - Libelle - Expressionismus - Sensenmann - Dementi - Oderbruch - Chefarzt - Ominös

Auflösung: Gesundheit ist nicht alles, doch ohne Gesundheit ist alles nichts.

Folgende Arbeitskameraden haben sich bereit erklärt, allen Werksangehörigen, die der Werkszeitung etwas zur Veröffentlichung übergeben, es aber nicht selbst aufschreiben wollen, bei der Abfassung des Textes behilflich zu sein und dabei auch das Redaktionsgeheimnis zu wahren:

Heinrich Förster, Versand Stachelhaus.
Erich Festerling, Böckerbau Saal 3
Alfred Lange, Säge Stachelhausen
Walter Bergmann, Putzerei Stachelhs.
Hans Klever, Formerei Papenberg
Willi Hackenberg, Versand Papenb.
Theo Röllecke, Endkontrolle Papenb.

Das
schönste
Foto
des
Monats



(Außer Konkurrenz) Aufnahme: Herbert Goretzki - „Auf der Straße“ - Kamera: Leica

An dieser Stelle wird in jeder Nummer unserer *Werkzeitung* „das schönste Foto des Monats“ veröffentlicht und mit 10 DM prämiert. Von 3 Einsendungen ist obenstehendes Bild als das beste anerkannt worden. Die Fotothemen für die nächsten Monate sind: für Dezember: „Der Herbst“, für Januar: „Weihnachten“.

Letzter Einsendetermin ist jeweils der 1. eines jeden Monats. Wir bitten, sich an die gestellten Themen zu halten.

Lieber Fotofreund!

Man sollte glauben, daß gerade das alltägliche Thema „im Verkehr“ viele Einsendungen gebracht hätte. Aber dem war nicht so. Das einzig annehmbare Bild, das zur Veröffentlichung kommt, hat nur insofern etwas mit der gestellten Aufgabe zu tun, als es einen Verkehrspolizisten interessieren würde (wegen des falschen Parkens!). Hat Dich, lieber Fotofreund, das Pferd beim Fressen zum Fotografieren angeregt, dann wäre die Haltung des Pferdes schlecht gewählt, oder das Abladen der Kartoffeln, was man aber erst nach einigen Überlegungen feststellen kann. In Zukunft also: nicht nur zum Fenster hinauslehnen und knipsen, sondern auch etwas überlegen.

Für unser nächstes Thema „der Herbst“ wünscht Euch mehr Glück

Euer Fotofreund Alfons Korn, Stachelhausen

... und das meint *Struppi*

Liebe Freunde in Betrieben und Büros! Wenn man so tagein tagaus unterwegs ist, fällt einem auf, wie sehr wir Menschen doch dazu neigen, uns wichtiger zu machen als wir sind.

Gewiß, jeder soll sich durch seine eigene Persönlichkeit auszeichnen, das heißt, jeder soll ein Mensch sein, vor dem man Achtung hat, den man schätzt, dessen Worte man ernst nimmt, weil dahinter ein ganzer Kerl steckt, der durch seine gute Kinderstube, durch Selbsterziehung, Bildung und Wissen sich bemüht, als Mensch und im Beruf zu bestehen.

Scheinbar aber gibt es nur wenige, die nach diesen Erfordernissen leben und handeln, die keinen Wind um sich herum machen, die nicht mindestens in ihrem kleinen Arbeitsbereich sich als Generaldirektoren fühlen. Sie suchen den Eindruck zu erwecken — und meistens gelingt ihnen das auch —, als würde von ihnen und ihrer Arbeit ganz allein die Existenz des ganzen Werkes abhängen. Sie „überarbeiten“ sich förmlich für das Werk, für uns alle, sie „opfern“ sich geradezu auf. So behaupten sie jedenfalls.

Natürlich übertreibt jeder gern mal — wie zum Beispiel ich jetzt —, um sich ins rechte Licht zu setzen. Das ist noch gar nicht das Schlimmste. Aber bei uns ist es bald zu einer Psychose geworden, daß keiner „Zeit“ hat, daß alle „furchtbar viel Arbeit“ haben. Wir brauchen nur um uns zu schauen — dürfen dabei aber nicht uns selbst vergessen: führen wir nicht täglich dieses Schlagwort vom „Zuviel-zu-tun“ und „keine Zeit“ im Munde?

Wenn man mal fragt: „Na, viel zu tun?“, hört man kaum jemals: „Es geht, aber wir kommen schon hin, besser viel als zu wenig“, oder: „Wir schaffen es schon, Männer wie wir . . .“, das macht wenigstens Spaß; denn davon hängt es ja ab und ist eine Sache der eigenen Tüchtigkeit.

Unlängst bekam ein ganz junger Mitarbeiter (sechs Wochen im Werk) den Auftrag, einen Aufsatz von einer Schreibmaschinenseite zu schreiben. Als nach einer Woche danach gefragt wurde, wußte er nichts Besseres zu sagen als: „Ich habe soviel zu tun; ich komme zu nichts.“ Früh übt sich, was ein Meister werden will. wahrscheinlich kommt er in seiner Arbeit

zu nichts, und das müßte ihm ja selbst zu denken geben.

Häufig wird es aber auch an der Intelligenz des einzelnen liegen, wenn er mit seiner Arbeit nicht zurechtkommt; denn soviel, daß man damit nicht fertigwerden kann, wird ja wohl keinem bei uns aufgebürdet. Was sollen denn dann die Former, Putzer, Schleifer sagen, was die verantwortlichen Männer, zum Beispiel die Verkaufsleiter oder unsere Reiseingenieure, die von einem Kunden zum anderen hetzen, damit genügend Arbeit da ist? Sollten wir uns da nicht lieber freuen, wenn es mal ab und zu heiß hergeht, ganz abgesehen davon, daß dies ja Gelegenheiten sind zu zeigen, daß wir von unserem Fach etwas verstehen, statt unsere Unzulänglichkeiten mit solchen nichtssagenden Schlagworten und einer falschen Wichtigmacherei zu bemänteln?

Ich stehe auf dem Standpunkt, daß wir uns nicht so wichtig nehmen und halten sollten. Genies haben wir nicht unter uns, und es braucht sich niemand einzubilden, etwas Besonderes und mehr zu sein als die anderen. Wer wirklich besonders begabt und intelligent ist, der macht gar nicht von sich reden. Das hat man bald heraus, weil es im allgemeinen nicht oft vorkommt. Letzten Endes geht es nämlich auch ohne uns. Hinter uns stehen Hunderte, die unsere Arbeit mindestens genau so gut, wahrscheinlich aber besser machen würden als wir selbst. Jeder kann doch gerade soviel, daß er — teilweise sogar nur recht und schlecht — seinen Mann stehen und ehrlich sein Geld verdienen kann. Damit hat es sich aber. Was heißt es denn auch schon, wenn ich etwas mehr wissen sollte als andere? Es ist niemals so viel, daß ich eine ganze Abteilung ersetzen kann, niemals so viel, daß andere sich um mich reißen würden. Worauf sollte ich mir also etwas einbilden? Jeder kann doch nur auf seinem Gebiet etwas können, und das ist gerade so viel, meistens nicht mehr, daß er damit zurechtkommt und immer wieder die Mitarbeit der anderen braucht, wenn etwas Gescheites herauskommen soll.

Niemand hat also Grund, sich besonders wichtig und unentbehrlich vorzukommen und sich einzubilden, etwas besonderes vorzustellen. Wir sind doch nun mal eine Arbeitsgemeinschaft, ohne die keiner von uns existieren könnte. Die Büros nicht ohne die Betriebsleute, die Betriebsleute nicht

ohne die Büros, und man macht sich doch nur lächerlich, wenn man sich als kleiner Mann im Werk wie ein kleiner König bewegt.

Was ist denn schon der einzelne, wenn er von der Gemeinschaft nicht anerkannt wird? Anerkennung kann man aber nicht durch Windmachen erzwingen. Die kann man sich nur erwerben.

Wie wichtig kommen sich doch einige vor, wenn sie mit einer Diplomatentasche bewaffnet das Werk verlassen, zu derselben Zeit wie die anderen, und mit einer geradezu gnädigen Geste so eben den Gruß des Arbeitskameraden erwidern, beileibe aber nicht auch mal zuerst grüßen würden, denn wo kämen wir denn hin, wenn man so einen kleinen Angestellten zuerst grüßen würde, obwohl man selbst einer ist? Was will wohl derjenige oder diejenige

erreichen, wenn sie an den Mitarbeitern vorbeigehen und sie nicht kennen. Schämen sie sich etwa, auch ihr Geld verdienen zu müssen wie wir alle? Sie können mit einem solchen Benehmen nichts gewinnen, aber alles verlieren, nämlich die Wertschätzung der Arbeitskameraden, und die ist Goldes wert.

Sicher, man kann nicht verallgemeinern. Es wäre ja dann auch zu traurig um uns bestellt. Aber ich glaube, wir sollten alle doch mal mit uns selbst zu Rate gehen und uns fragen, ob wir uns nicht wichtiger nehmen und machen als wir sind, ob wir uns auch so benehmen, als Arbeitskameraden, Vorgesetzte, als Menschen, daß jeder von uns sagen kann: er ist ein feiner Kerl.

In diesem Sinne grüßt Euch alle recht herzlich
Euer *Struppi*

Unsere Jubilare im Dezember

40 Jahre Mitarbeit

Ernst Berger, Lohnbuchhalter
am 4. Dezember 1954



25 Jahre Mitarbeit



Helmut Abstoß
Einkäufer
am 1. Dezember 1954

25 Jahre Mitarbeit



Emil Weber
Badewärter
am 9. Dezember 1954

25 Jahre Mitarbeit



Wilhelm Schütz
Härter im Werk Stadelhausen
am 24. Dezember 1954

Es haben geheiratet

- Siegfried Rösler, Stahlgußputzerei Stachelhausen - Natalie Ziel, Kernmacherei Stachelhausen, am 11. Juni 1954
 Rudi Onasch, Formerei Stachelhausen - Annemarie Tietz, am 16. Oktober 1954
 Wilhelm Klask, Formerei II Papenberg - Anna Mehrwald, Kernmacherei Papenberg, am 30. Oktober 1954

Uns Leben traten ein

- Doris, Tochter von Fritz Hinrichs, Reparatur-Betrieb Stachelhausen, am 14. Oktober 1954
 Wilfried, Sohn von Alexander Lukow, Gewindeschneiderei Papenberg, am 15. Oktober 1954
 Hans-Jürgen, Sohn von Hans Szemmelroth, Formerei Papenberg, am 20. Oktober 1954
 Michael, Sohn von Herbert Blaszyk, Putzerei Stachelhausen, am 25. Oktober 1954
 Wolfgang, Sohn von Heinrich Naumann, Formerei Papenberg, am 1. November 1954
 Axel, Sohn von Leo Prang, Gewindeschneiderei Papenberg, am 3. November 1954
 Alfred, Sohn von Ewald Michels, Formerei II Papenberg, am 7. November 1954
 Gabriele, Tochter von Reinhold Rogga, Formerei Stachelhausen, am 9. November 1954

Wir nahmen Abschied von

- Max Lienau, Pensionär, 51 Jahre alt, am 17. Oktober 1954
 Ewald Hackländer, Pensionär, 66 Jahre alt, am 20. Okt. 1954
 Else Jähne, Gewindeschneiderei Papenberg, 27 Jahre alt, am 24. Oktober 1954

In den Ruhestand traten

- Hermann Nippel, Kupolofen Papenberg, am 1. Oktober 1954
 Anton Eskötter, Gußprüfer, Werkzeugmacherei Stachelhausen, am 9. Oktober 1954

Wir begrüßen als neue Mitarbeiter

- Jens Marquart, Lehrling, Modellschreinerei Stachelhausen, am 1. Oktober 1954
 Kurt Koos, Gießereiasistent, Stachelhausen, am 1. Oktober 1954
 Horst Lüttgen, Konstrukteur, Stachelhausen, am 1. Oktober 1954
 Klaus Korn, Betriebsangestellter, Stachelhausen, am 1. Oktober 1954
 Ilse Lienau, Stenotypistin, Arbeitsvorbereitung Stachelhausen, am 1. Oktober 1954
 Rudolf Höffner, Konstrukteur, Konstruktionsbüro, am 1. Oktober 1954
 Wolfgang Hönschker, Gleisarbeiter, Bahnbetrieb, am 4. Oktober 1954
 Rudolf Bradel, Schweißer, Reparaturbetrieb, am 4. Oktober 1954
 Johann Starke, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, (Wiedereintritt) am 4. Oktober 1954
 Konrad Winkler, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, (Wiedereintritt) am 4. Oktober 1954
 Günther Götz, Maschinenformer, Formerei Papenberg, (Wiedereintritt) am 4. Oktober 1954
 Ernst Dreisbach, Heizer, Karussell-dreherei Stachelhausen, (Wiedereintritt) am 4. Oktober 1954

- Karl Ackermann, Heizer, Stachelhausen, (Wiedereintritt) am 4. Oktober 1954
 Hugo Kormannshaus, Heizer, Stahlgußputzerei, (Wiedereintritt) am 4. Oktober 1954
 Friedrich Bauer, Heizer, Stahlgußputzerei, (Wiedereintritt) am 4. Oktober 1954
 Otto Janke, Gleisarbeiter, Bahnbetrieb, am 5. Oktober 1954
 Walter Brinkmann, Werkzeugschlosser, Gewindeschneiderei Papenberg, (Wiedereintritt) am 5. Oktober 1954
 Hans Gerd Sieper, Gewindeschneiderei Papenberg, am 6. Oktober 1954
 Günther Joost, Handformer, Formerei Stachelhausen, am 6. Oktober 1954
 Ottomar Tischendorf, Bohrer, Karussell-dreherei Stachelhausen, am 7. Oktober 1954
 Paul Salzsieder, Gewindeschneiderei Papenberg, am 7. Oktober 1954
 Antonie Stuckardt, Putzfrau, Werksaufsicht, am 8. Oktober 1954
 Dachrodt, Bürohilfe, Lohnbüro, am 8. Oktober 1954
 Eduard Simon, Maurer, Baubetrieb, am 9. Oktober 1954
 Karl Gunia, Schmelzerei Stachelhausen, am 11. Oktober 1954
 Marianne Kochale, Kernprüferin, Formerei Stachelhausen, am 11. Oktober 1954
 Heinz Eckhardt, Bohrer, Karussell-dreherei Stachelhausen, am 11. Oktober 1954
 Hiltraut Scheerer, Gewindeschneiderei Papenberg, am 11. Oktober 1954
 Erich Bruns, Gewindeschneiderei Papenberg, am 11. Oktober 1954
 Konrad Käpfer, Transportarbeiter, Gewindeschneiderei Papenberg, am 11. Oktober 1954
 Helmut Stets, Gewindeschneiderei Papenberg, am 11. Oktober 1954
 Karl Willgeroth, Lagerarbeiter, Lager Papenberg, am 11. Oktober 1954
 N. Wiesenfelder, Gewindeschneiderei Papenberg, am 11. Oktober 1954
 Paul Scheibe, Ausklopfer, Putzerei Stachelhausen, am 14. Oktober 1954
 Elsbeth Schwark, Kernmacherin, Kernmacherei Papenberg, am 18. Oktober 1954
 Hans-Günther Peschel, Putzer, Stahlgußputzerei, am 19. Oktober 1954
 Erwin Anstötz, Gewindeschneiderei Papenberg, am 19. Oktober 1954
 Paul-Gerhard Scheidt, Gewindeschneiderei Papenberg, am 19. Oktober 1954
 Maximilian Löltgen, Feuerwehrmann, Werksaufsicht, am 19. Oktober 1954
 Manfred Schmitz, Lohnbuchhaltung, am 19. Oktober 1954
 Otto Koloss, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, (Wiedereintritt) am 21. Oktober 1954
 Hubert Scheidt, Heizer, Schlosserei Stachelhausen, (Wiedereintritt) am 25. Oktober 1954
 Edmund Stanke, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 25. Oktober 1954
 Erich Raupach, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 25. Oktober 1954
 Günther Köstner, Temperer, Temperei Papenberg, (Wiedereintritt) am 25. Oktober 1954
 Leo Prang, Gewindeschneiderei Papenberg, (Wiedereintritt) am 25. Oktober 1954
 Konrad Müller, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 26. Oktober 1954

Das Bild auf der letzten Seite zeigt eine Seilbirne aus verschleißfestem Manganhartstahlguß zur Befestigung des Trageseiles eines Förderkorbes.

Kollege Hättich



„Hätt'ich doch
die Schutzbrille
aufgesetzt, ich Esel;
und dabei hatte
ich sie neben mir
liegen — “



K.R.

thyssenkrupp Corporate Archives

